



Nur für Betriebsangehörige Postverlagsgut Düsseldorf

WERKMITTEILUNGEN

NR. 24

OKTOBER 1956

STAHL- UND RÖHRENWERK REISHOLZ GMBH · DÜSSELDORF-REISHOLZ

dpa-Bild

Über die nachstehende Betrachtung, die die Deutsche Zeitung in ihrer Ausgabe vom 14. Juli 1956 unter dem Titel

Der allzu selbstzufriedene Wohlstandsbürger

brachte, kann man im Hinblick auf den hier neben veröffentlichten Beitrag „Die zwei Gesichter der Sozialen Sicherheit“ eigentlich nur schreiben: Was zu beweisen war!

Für den selbstzufriedenen Wohlstandsbürger sind die längst bekannten Zahlen seiner Genußfreudigkeit immer wieder eine Quelle der Überraschung. Daß in der Bundesrepublik zum Beispiel pro Kopf im Jahr 7.70 DM für den Fußballtoto, 13 DM fürs Kino, 87 DM für Tabakwaren und gar 131 DM für Alkohol ausgegeben werden, findet er erstaunlich. Würde man nicht den Durchschnitt nehmen, das heißt die Kinder, Nichtraucher und Safttrinker abstreichen, dann sähe das Konto der Genüßler noch viel imposanter aus. Die Annehmlichkeiten des Lebens werden also recht groß geschrieben. Nur fällt niemand bei diesen Zahlen ein, auch einmal die Gegenrechnung aufzumachen. Wenn das Geld für die Genußfreuden schon so locker sitzt, müßte eigentlich auch nach den Dingen gefragt werden, für die die Leute kein Geld haben. Diese Liste ist wesentlich länger als die andere. Man braucht dabei nicht nur an die kümmerlichen 72 Pfennige zu denken, die für die freiwillige Förderung der Wissenschaft pro Kopf aufgebracht werden. Dieser Lebensbereich ist nicht jedem als notleidend so gegenwärtig, wie es erwünscht wäre. Dafür fehlt aber in den Bezirken der rein menschlichen Hilfsbereitschaft, zu denen jeder einen Zugang haben sollte, oft jede Gebefreudigkeit. Wie zäh und mühsam nur konnte trotz aller Propaganda den Berliner Ferienkindern geholfen werden. Wie bettelarm und taub stellen sich die Leute, die unbesehen ihr Geld für Genußdinge hingeben, wenn sie ein paar Groschen oder Mark im Jahr für eine gute Tat aufbringen sollen, wie sie Hunderte von privaten Einrichtungen aller Art zur tätigen Nächstenliebe dringend nötig haben. Nicht die stattlichen Ausgaben für den höheren Konsum sind verwunderlich — es steht jedem frei, sein Geld auszugeben, wie er will —, verwunderlich ist vielmehr das Mißverhältnis zwischen dem, was viele sich gönnen und was sie andererseits nicht bereit sind, notleidenden Mitmenschen von ihrer Fülle abzugeben. Daran fühlt sich niemand gerne erinnert. Weil es aber vielen nicht selbstverständlich ist, darf die Gegenrechnung nicht verschwiegen werden. Sie zeigt, daß Wohlstand als Anspruch nur eine halbe Sache bleibt, wenn er nicht zugleich als Verpflichtung empfunden wird.

Der Begriff des Sozialen ist nicht neu, jedoch hat er für uns einen Inhalt so recht erst bekommen zu einer Zeit, in die der Beginn der Industrialisierung, das Entstehen der Sozialdemokratie und das Entstehen der sogenannten sozialen Probleme fällt, die uns seitdem in sich wandelnder Gestalt verfolgen. Wir können nicht behaupten, daß wir begründete Aussicht haben, sie in absehbarer Zeit zu lösen. Aber warum ist das so?

Über dem Gebrauch des Wortes „sozial“ liegt eine gewisse Tragik, die uns den Blick für die wirklichen Notwendigkeiten nimmt. Das Wort bedeutet: „auf die Beziehungen der Menschen untereinander gerichtet“ im Sinne von „menschlich gesinnt sein“, bedeute ein Verhältnis zu unseren Mitmenschen, welches durchaus frei von eigensüchtigen, also unserem eigenen Vorteil dienenden Beweggründen und Wünschen sein soll. Wenn wir beobachten, was heute alles unter Hinzufügung des Wörtchens sozial dahin segelt, dann stößt man schon auf die Widersprüche. Das ist allerdings nicht nur Schuld unserer Generation. Man war und ist auch heute weithin der Meinung, daß soziale Verhältnisse durch materielle Leistungen entstehen, auf die man in irgendeiner Form Anspruch hat. So paßt denn hierher auch recht gut ein Hinweis auf den noch bis in die neuere Zeit anzutreffenden Bilanzposten „Soziale Lasten“, mit dem beim Geschäftsabschluß die Aufwendungen für Arbeitgeberanteile an Krankenkassenbeiträgen, Beiträgen zur Rentenversicherung etc. bezeichnet wurden.

Was für andere Menschen aus einer „ihnen freundlichen Gesinnung“ getan wird, empfindet man normalerweise nicht als Last. Lästig ist nur, was man tun muß und doch nicht tun möchte. Der freie Entschluß, in diesem Sinne etwas zu tun, ist aber die Voraussetzung für soziales Denken und Handeln. Die Worte „sozial“ und „Last“ passen ihrem Inhalt nach eben nicht zusammen. Wir wollen zugeben, daß es vielleicht an einem besseren Begriff fehlt, viel schlimmer aber ist, man wird sich gar nicht mehr bewußt, das zu verdeutlichen, was wirklich angestrebt werden soll oder besser angestrebt werden müßte.

Über die heute durchaus nicht umstrittene Pflicht zu sozialem Handeln ist schon so viel geredet und geschrieben worden, daß es müßig scheint, noch

mehr dazu zu tun. Fragen wir aber mal, wo die Pflicht zu sozialem Handeln anfängt, dann wird man eher neben oder über sich sehen, als auf den Gedanken kommen, bei sich selbst zu suchen. Praktisch kann jeder sozial handeln im Sinne von „menschlich gesinnt sein“. Unsere menschliche Gesellschaft kennt insoweit keine Klassen oder Gruppen. Sehen wir uns unter diesem Gesichtspunkt das Verhältnis Arbeitgeber—Arbeitnehmer an, so kann höchstens das Ergebnis sozialen Handelns verschieden sein, nicht aber das Motiv. Weil der Arbeitnehmer aber gewöhnlich die soziale Haltung seines Arbeitgebers am Inhalt seiner Lohntüte und sonstigen materiellen Leistungen und Sicherungen mißt, kommt er oft nicht auf den Gedanken, daß eine Möglichkeit zu sozialem Handeln auch bei ihm liegen könnte. Hier wird also vergessen, daß soziales Handeln und finanzielle Leistungen nicht gleichbedeutend sind. Es kommt auf die Situation an, in der sich der Handelnde befindet und der Arbeitnehmer wird eben nur in anderer Weise sozial handeln können und müssen.

So wird die Arbeit landläufig nur als Broterwerb angesehen. Wer denkt aber daran, daß wir dadurch, daß wir Geld ausgeben, zum Arbeitgeber werden? Erst durch unseren Verbrauch können andere Menschen für uns arbeiten. Im tiefsten Grunde ist unsere Arbeit also Dienst für den Mitmenschen, damit der für uns tun kann, was wir selbst nicht verrichten können. Weil wir aber erwarten, daß der andere die Knöpfe an unser Oberhemd, das wir kaufen, ordentlich angenäht hat, daß die Knopflöcher sauber gearbeitet sind, daß das Hemd keine Nähte hat, weil wir das erwarten, ja sogar für unser Geld verlangen, deshalb müssen wir uns um unsere eigene Arbeit in gleicher Weise bemühen. Dieses Verhältnis zur Arbeit ist auf der Ebene des Arbeitnehmers ein Beispiel sozialer Tat.

Krankenkassen und Heilverfahren nicht unter dem Gesichtspunkt in Anspruch nehmen, daß man herausbekommen muß, was man eingezahlt hat, sondern Gesundheit dankbar als ein Geschenk hinnehmen und nicht den umsonst gezahlten Krankenkassenbeiträgen nachtrauern, mit denen ein anderer, der es nötig hat, gesund gemacht wird, das ist auf der Ebene des Arbeitnehmers ein Beispiel sozialer Haltung.

Betriebliche Einrichtungen, Werkzeuge usw. sollten so behandelt werden, wie

man es mit seinen eigenen Siebensachen tut, Leerlauf und Verluste sollten vermieden werden, genau so wie man im eigenen häuslichen Bereich darauf bedacht ist, nichts zu vergeuden und zu verwirtschaften! Allein die Einstellung: „Es trifft ja keinen Armen“, ist durch und durch unsozial. Das mag in manchen Fällen unserem Empfinden widersprechen, unsere Aufgabe ist es aber, nicht zu rechten, sondern unseren Beitrag zum Entstehen sozialer Verhältnisse zu leisten. So steht jeder in jedem Augenblick vor Entscheidungen. Je nachdem sie ausfallen, sind sie ein wirklicher Beitrag, oder sie bewirken das Gegenteil davon. In geradezu verblüffender Weise sehen wir ganz modernen Menschen uns vor die Aufgabe gestellt, 2000 Jahre alte christliche Grundsätze zu verwirklichen, die unter anderem von uns verlangen, daß wir im Mitmenschen unseren Nächsten und Bruder sehen. Diese Forderung ist an alle gerichtet. Daß die Reichen es dabei besonders schwer haben, zeigt das Gleichnis von dem Kamel und dem Nadelöhr. Für sie ist es eben eine besondere und zusätzliche Aufgabe!

Der Weg zur „sozialen Sicherheit“ im Sinne des derzeitigen Gebrauchs dieses Begriffes besteht heute in dem Bemühen, zu Versorgungsansprüchen zu kommen, die der Sicherung der Existenz eines bestimmten Personenkreises dienen. Solche Ansprüche bedeuten aber eine „wirtschaftliche Sicherheit“ und nur ein weitverbreitetes Mißverständnis des „Sozialen“ hat diese Verwechselung der Begriffe nach sich gezogen. So wird dann auch um solche Leistungen gefeilscht wie bei einem Handelsgeschäft. Wir wollen uns keinem Zweifel hingeben, daß auf dieser Grundlage natürlich keine Beziehungen von Mensch zu Mensch gegründet werden können, die mit Recht „sozial“ zu nennen sind. Es muß etwas vorausgegangen sein, was man nur als Wandel der Denkungsart bezeichnen kann. Hierzu gehört u. a. auch, daß in der Wirtschaft mehr noch als bisher Einsichten erwachsen, Fragen der Altersversorgung zu einem eigenen Anliegen zu machen. Menschen, deren Arbeitskraft man ein Leben lang für die Zwecke der Wirtschaft verschlissen hat, sollten, wenn sie ihr durch Arbeit nicht mehr dienen können, nicht einer unpersönlichen Verwaltungsbükratie überantwortet werden.

„Menschenfreundliche Gesinnung“ kann durch keine Gewalt dieser Erde erzwungen werden, sie kann nur das Er-

gebnis der Bemühungen jedes Einzelnen darum sein. Je mehr Menschen bereit sein werden, sich mit dieser Aufgabe auseinanderzusetzen, umso eher wird die „soziale Sicherheit“ einen diesem Begriff wirklich entsprechenden Inhalt bekommen, der die materielle Sicherheit des Einzelnen als wesentlichen Teil dann eo ipso einschließt. Leider ist man heute nur zu leicht geneigt, solche Möglichkeiten als wirklichkeitsfremd abzutun, jedoch „nichts ist innerhalb der Menschheit auf der Erde mächtiger als Gedanken, — keine Kanonen und Bombenflugzeuge, keine Banken und Wirtschaftskonzerne sind so mächtig als dieses Ungreifbare und scheinbar Nichtige, was wir „bloße Gedanken“ nennen. Das beweisen, obgleich sie es theoretisch leugnen, gerade durch ihre Praxis Marxismus, Leninismus, Stalinismus. Denn nicht die deutsche Wehrmacht oder wirtschaftlich-materielle Faktoren haben 1917 den Zaren gestürzt und hernach Rußland von Grund aus verwandelt, sondern Gedankensysteme, Ideologien. Keine Schiffs- und Zugladungen von Atomenergien hätten 1917 über Rußland und seither über fast ganz Asien eine so tiefgreifende Wirkung entfalten können als jener kleine Mann, den General Ludendorff einst im plombierten Wagen aus der Schweiz nach Rußland überführen ließ. Er kam ohne physische Waffen, aber er trug eine Gedankenlast, die er in seiner Seele in langen Jahren der Einsamkeit zur höchstmöglichen Wirksamkeit und Virulenz (d. i. Ansteckungsfähigkeit) emporgebildet hatte. Wo immer diese hochvirulenten Gedanken auf den entsprechenden Nährboden menschlicher Seelen fielen, mußten sie keimen, sich millionenfach vervielfältigen.“ (O. J. Hartmann)

Die soziale Frage ist in erster Linie ein geistiges Problem. Solange das nicht anerkannt wird, werden wir uns weiter raufen. Das Ergebnis können niemals soziale d. h. menschenfreundliche Verhältnisse sein, unter denen sich die Dinge, um die es hier geht, mehr oder weniger von selbst verstehen würden. Wir gestalten durch unser Verhalten die Umwelt so, wie wir sie verdienen als Auswirkung unseres Tuns aber auch unseres Lassens. Die sozial-materielle Wirklichkeit ist unser eigenes Spiegelbild. Es wird uns nichts gegeben, wenn wir nicht zum Geben bereit sind in der Form, wie es unserem Standort innerhalb der menschlichen Gemeinschaft entspricht. Medebach

Die zwei Gesichter der „Sozialen Sicherheit“

JOSEF UHLENBROCK:

Wertpapiersparen für unsere Belegschaftsmitglieder?

Von Belegschaftsmitgliedern unseres Werkes ist mir schon wiederholt die Frage vorgelegt worden: Würde es nicht der sozialen Gerechtigkeit entsprechen, wenn auch die Arbeiter und Angestellten an dem Wachstum der westdeutschen Wirtschaft beteiligt würden? Diese Beteiligung ist schon vorhanden, da das Realeinkommen der Industriearbeiter seit der Währungsumstellung dauernd gestiegen ist. Darüber hinaus ist es aber jedem sparwilligen Staatsbürger möglich, Miteigentümer an den Vermögenswerten der westdeutschen Wirtschaft zu werden.

Wie und wo können wir unser erspartes Geld anlegen, um dieses Miteigentum zu erwerben? Die meisten Menschen haben keine Erfahrung, keine Lust und keine Zeit, um die Bedeutung und den Wert von Aktien und Rentenzertifikaten richtig zu prüfen und einzuschätzen. Hier helfen den Sparern die Kapitalanlage- oder Investment-Gesellschaften. Der einzelne Sparer kauft bei seiner Bank Zertifikate (Anteilscheine) der Investment-Gesellschaften, von denen es zurzeit in Deutschland drei verschiedene gibt. Diese Invest-

ment-Gesellschaften legen das eingezahlte Geld möglichst günstig in Wertpapieren an, indem sie als Treuhänder ihrer Zertifikat-Inhaber einen vielseitigen Fonds von börsengängigen Aktien oder Rentenzertifikaten zusammenstellen, und zwar aus verschiedenen Wirtschaftszweigen und von zahlreichen erfolgreichen Unternehmungen. Der Investmentsparer, welcher durch sein Zertifikat an diesem Fonds anteilmäßig beteiligt ist, hat folgende Vorteile:

1. Da die Geldanlagen auf viele Unternehmungen verteilt sind, ist das Anlagerisiko verhältnismäßig gering. Die Zertifikate stellen ein Bruchteilseigentum an einem Gemeinschaftsbesitz (Fonds) dar. Es ist ein Ausgleich gegeben, wenn etwa die Kurse für einen Teil der im Fonds befindlichen Wertpapiere steigen und für einen anderen Teil fallen.
2. Alle verantwortlichen Männer in Wirtschaft und Politik setzen sich für eine ständige Wachstumsrate in unserer wirtschaftlichen Entwicklung ein. Wenn — im Durchschnitt gesehen — der Wert der Unternehmungen wächst,

so nimmt auch der Investmentsparer über seine Beteiligung, sein Zertifikat, an diesen steigenden Werten teil.

Allerdings besteht ein gewisses Risiko insofern, als aufgrund von allgemeinen Kursrückgängen an der Börse auch der Wert der im Fonds befindlichen Wertpapiere sinkt. Es ist also bei fallenden Börsenkursen denkbar, daß der für ein Zertifikat erzielte Veräußerungspreis niedriger liegt als der gezahlte Anschaffungspreis. Immerhin ist dieses Kursrisiko nicht so erheblich, als das von einem Lotteriespieler eingegangene Risiko, daß er von seinem eingezahlten Geld nichts wiedersieht.

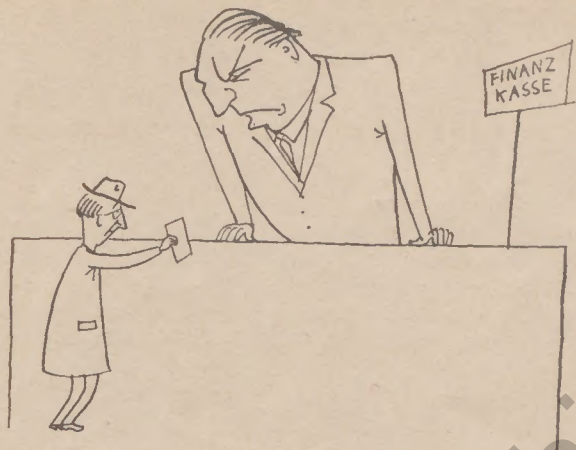
3. Aus den Berichten der im Jahre 1950 gegründeten Allgemeinen Deutschen Investment-Gesellschaft m. b. H. in München geht klar hervor, daß das angelegte Kapital des Investmentsparers, nämlich der eingezahlte Gegenwert des erworbenen Zertifikates, ausgezeichnet verzinst wurde.

4. Je mehr Arbeiter und Angestellte sich dem Wertpapiersparen zuwenden, umso schneller stehen der westdeutschen Wirtschaft die benötigten Inve-

stitutionsmittel zur Verfügung. Das aber bedeutet Erhaltung und Sicherheit der Arbeitsplätze für uns alle.

5. Die Zertifikate (Anteilscheine) sind jederzeit verkäuflich. Wenn also ein Investmentsparer das in einem Zertifikat angelegte Geld dringend benötigt (z.B. im Krankheitsfall oder für die Aussteuer seiner Tochter), kann er sein Zertifikat verkaufen.

Mein Aufsatz hat seinen Zweck erfüllt, wenn unsere sparfreudigen Arbeiter und Angestellten langsam aber sicher ihre Scheu vor dem Erwerb von Wertpapieren überwinden würden. Ist es nicht für den Investmentsparer erfreulich, wenn er durch seine Sparbeträge eine sichere Dauerbeteiligung am Wachstumsertrag unserer gesamten Wirtschaft erhalten kann? Aus diesem Grunde kann ich das Investmentsparen trotz des in Ziffer 2 erwähnten Risikos mit gutem Gewissen empfehlen.



Unfreundliche Behörden – höfliche Banken

Bei einer Bevölkerungsumfrage wurde von den Ämtern höflich genug behandelt. Dagegen erklärten 81 Prozent der privaten Banken gegenüber ihrem Publikum verglichen. Die Behörden schnitten dabei noch schlechter ab, als man erwartete. Kein Steuerzahler fühlte sich

von den Ämtern höflich genug behandelt. Dagegen erklärten 81 Prozent der Befragten, daß man bei einer Bank so behandelt werde, wie der „verehrte Kunde“ in einem guten Geschäft.

Wirtschafts-Informationen, FfM.

Photo Archiv Trinkausbank

Blick in den Schalterraum eines der bedeutendsten Düsseldorfer Privat-Bankhäuser.



Drei Geschichten zum Problem der Halbstarken

Es wird heute sehr viel über die sogenannten Halbstarken gesprochen und geschrieben. Ein scheußliches Wort! Wer sind dann die Ganzstarken? Wohl die Eltern, die Erwachsenen überhaupt. Aber sind sie so ganz stark? Es scheint doch nicht, denn sonst könnte es das Problem der Halbstarken gar nicht geben. Statt einer langen theoretischen Auseinandersetzung über die Frage, warum uns gewisse Halbwüchsige zwischen 14 und 20 Jahren so viel zu schaffen machen, wollen wir drei kurze Geschichten erzählen. Sie handeln nicht unmittelbar von den Halbstarken, stehen aber doch in einem inneren Zusammenhang damit und lassen uns an die Wurzel der in den Krawallen der jungen Menschen sichtbar werdenden Revolte vordringen.

Wie sehr unsere heutige, sonst so hoch gepriesene Zivilisation, zu der auch die angeblich kulturverbreitenden technischen Errungenschaften des Kino, Radio und Fernsehens gehören, dazu beiträgt, unsere Jugend innerlich auszuhöhlen, kann in den Zeitungen und Zeitschriften nachgesehen werden. Dort wird auch festgestellt, wie die Schund-



Biegt Dein Zweirad ein und aus, strecke stets den Arm heraus!

literatur, vor allem gewisse bebilderte Zeitungen die Fantasie der Jugend trüben, wie sehr viele Kinder kein richtiges Familienleben kennen, weil der angestrebte Lebensstandard fordert, daß auch die Mutter ins Geschäft geht. Das alles ist sehr gut beobachtet und sehr gut zusammengetragen, um die Ursachen für die seelische Verwahrlosung vieler Kinder zu finden. Damit ist man aber der Lösung des Problems kaum näher gerückt. Auch das ist ein Zeichen unserer Zeit: Sie ist groß in der Kritik und in der Deutung der Zeiterscheinungen, man stellt sehr genau das Was, woran wir kranken, fest, man weiß auch genau, was zu tun

wäre, aber sehr selten weiß man das Wie, den Weg anzugeben, der beschritten werden muß, um die beanstandeten Verhältnisse zu ändern. — Nun aber wollen wir unsere drei Geschichten erzählen:

Die erste spielt während des letzten Krieges. Da mußte ein Offizier im Auftrag einer höheren Behörde von Berlin nach Rom reisen. Von Verona ab war die Bahn bereits zerstört, weshalb die Reise von hieraus im Auto durchgeführt werden mußte. Der Führer der Einheit, die den Kraftwagen zu stellen hatte, wählte als Fahrer zwei Männer aus, die als Belohnung für ihre Tüchtigkeit und ihren Pflichteifer auch einmal Rom, die ewige Stadt, kennen lernen sollten. Der eine war von Beruf Fuhrunternehmer und etwa 40 Jahre alt, der andere ein Mechaniker Ende der zwanziger Jahre. Zuerst wurde in Florenz haltgemacht. Dort mußten auch dienstliche Besprechungen geführt werden. Die beiden Fahrer hatten einen halben Tag frei. Der Offizier, der ihr vorübergehender Vorgesetzter geworden war, wies sie nachdrücklich darauf hin, sie sollten auf keinen Fall versäumen, sich diese weltberühmte Stadt anzusehen. In Friedenszeiten kämen die Menschen aus der ganzen Welt angereist, um ihre Bauten und Kunstschätze zu bewundern. Die beiden wurden noch an einen kunstverständigen und ortskundigen Gefreiten, einen Bekannten des Offiziers, verwiesen, der die beiden anstatt seiner durch Florenz führen sollte. Am anderen Morgen fuhren die drei nach Rom weiter. Auf die Frage, was sie sich gestern alles angesehen hätten, kam nach einer langen Verlegenheitspause: „Wir waren im Kino!“

Um eine zweite derartige Panne zu vermeiden, nahm der Offizier an einem dafür freigehaltenen Tag seine beiden Fahrer sozusagen an die Hand, ging und fuhr mit ihnen kreuz und quer durch Rom und zeigte ihnen wenigstens die berühmtesten Stätten des Altertums und Kunstwerke aus der Zeit der großen Künstler der Renaissance, soweit sie im Krieg zugänglich waren. Auf der Rückfahrt nach Verona glaubte der Offizier, mit einer gewissen Befriedigung zu ihnen sagen zu können: „Wenn Sie in Florenz nichts gesehen haben, so können Sie das von Rom nun nicht sagen, dafür habe ich gesorgt! Wie hat Ihnen das eigentlich gefallen?“ — „Ja“, meinte darauf der Ältere, „das

war ja gut gemeint von Ihnen, aber verstanden haben wir nichts. Uns erzählen die alten Klamotten, die Sie uns gezeigt haben, gar nichts.“ Nach einer kleinen Pause fuhr er mit dem Unterton der Verbitterung fort: „Sie haben das Glück gehabt, eine Schule besuchen zu dürfen, in der Sie mit der Geschichte Roms bekannt gemacht wurden, für uns sind das wertlose Steine. Wir haben nicht begriffen, warum wir die anschauen sollten, Ihre Erklärungen blieben für uns nur Worte.“ Von dieser ehrlichen Antwort war der Offizier tief betroffen. Was er theoretisch gewußt hat, wurde ihm hierbei zum Erlebnis: Die soziale Frage ist, wenn man ihr auf den Grund geht, kein Lohn- und Gehaltsproblem mehr, sie ist in erster Linie ein Bildungsproblem. Die Bildungskluft trennt die Menschen! — Nach dem Krieg kehrte der Offizier nicht mehr in seinen vorher ausgeübten Redakteurberuf zurück, er wurde — Lehr- lingslehrer.

Die zweite Geschichte spielt in einem Fürsorgeamt einer Großstadt. Zwischen den männlichen Beamten bewegte sich frisch und unbefangen auch eine Fürsorgerin. Beflügelt von der Begeisterung, in Not geratenen Menschen helfen zu dürfen, ging sie ihren vielfältigen Pflichten nach. Bald bemerkte sie, daß sie bei den Verwaltungsbeamten, die meist aus sogenannten einfachen Kreisen stammten, auf Widerstände stieß. Ihre Anträge, die sie zur Linderung der Nöte ihrer Pflegebefohlenen stellte, wurden angehalten, notwendige Dienstreisen zu Kindern, die auf dem Lande untergebracht waren, wurden beanstandet. Bis sich die junge Schwester ein Herz faßte, zum Amtsvorsteher vorstieß und ihn fragte, was man gegen sie habe. Als er, ein menschlich ansprechbarer Mann, ihr antwortete, man beargwöhne sie vielleicht, weil sie reich sei, fiel sie aus allen Wolken. Ihre Mutter war eine Pfarrerswitwe und lebte bescheiden, Vermögen war kein Pfennig da. Auf ihre Frage, wieso man sie für reich halte, bekam sie zur Antwort, weil sie ins Theater gehe, Konzerte besuche und weitläufige Sommer- und Kunstreisen mache. „Ja, das bestreite ich aber doch von meinem Gehalt, für die Ferienreise spare ich das ganze Jahr, und ein Konzert ist doch meist kaum teurer als ein Kinobesuch“, verteidigte sich die Fürsorgerin. Diese



Photo: dpa-Bild

Erklärung stieß auf Unglauben. Daß man solchen „geistigen Luxus“ von dem Gehalt bestreiten könne, wurde nicht für möglich gehalten. Daraufhin rechneten die beiden dann sehr sachlich miteinander aus, daß ihre Einkommen unter Berücksichtigung, daß der Amtmann verheiratet sei und zwei Kinder habe, in der Höhe annähernd gleich wären, daß also er, der Amtschef, und auch die Kollegen, die fast alle dem mittleren Beamtentum angehörten, sich unschwer etwa das Gleiche oder doch mindestens einen Teil von solchen Kulturgenüssen leisten könnten. „Aber“, zog der Chef schließlich die Bilanz: „Wir haben nicht gelernt, wie man das macht!“ — Diese Geschichte sagt uns auf einer anderen Ebene genau dasselbe wie die erste. Und die dritte Geschichte: Dem nach dem Kriege Lehrlingslehrer gewordenen Romfahrer war es gelungen, seine Zöglinge zu einem Theaterbesuch in der 30 Kilometer entfernten Landeshauptstadt anzuregen. Es war ein großes Ereignis, zum Teil deshalb, weil einige wenige, die nach dem Krieg als Flüchtlinge zugezogen sind, noch nie in

Man blickt bei diesen Jugendlichen eigentlich nicht in ungute Gesichter. Daß sie ihre freie Zeit in einer Weise verbringen, die uns nicht gefällt, könnte ihnen nur dann zum Vorwurf gemacht werden, wenn die vorausgegangene Generation von sich mit reinem Gewissen sagen könnte: „Wir haben an ihnen nichts versäumt!“ Und wie steht es damit?

der Hauptstadt waren, noch kein einziger aber je im richtigen Theater, im Staatstheater! Und der „Don Carlos“, auf den die Jungen gut vorbereitet waren, wurde ihnen zum wirklichen Erlebnis! Sie gaben ihrer Überraschung und Begeisterung unverhohlenen Ausdruck. Was sie als Kritik vorbrachten, war teilweise sehr gesund empfunden. Zugleich wurden sie von dem Vorurteil befreit, ein Theaterplatz sei zu teuer. Er kostete auf dem Rang in der vordersten Reihe — es waren verbilligte Sonntagspreise — nur DM 2.50. Auf der Schattenseite dieser sonst so schönen Theaterfahrt aber standen die Nebenkosten. Man war, um sich „vorher noch die Stadt anzusehen“, schon am frühen Nachmittag gefahren. Zum Wichtigsten wurde dabei jedoch das „Vespere“. Und wie gevespert wurde! Das Beste und Fettste, das die Speisekarte bot. Im Theater während der Pause sah man die jungen Herren dann im Foyer das Buffet belagern, mit belegten Broten in der einen und einem Getränk in der andern Faust saßen sie in den Sesseln und beherrschten das Feld. Und als auf dem Bahnhof vor der Abfahrt des Zuges noch eine halbe Stunde Zeit war,

standen die Unentwegten wiederum am Erfrischungskiosk, um sich „endlich einmal“ zu stärken.

Am andern Tag fragte sie ihr Lehrer, wieviel sie in der Stadt ausgegeben hätten. Sehr offen gaben sie die Summen an. Der Sparsamste hatte DM 2.50 verbraucht, die Mehrzahl 5.— bis 6.— DM, einige waren aber auf 7.— und 8.— DM gekommen! Als der Lehrer ihnen sagte, er habe 50 Pfennige für die Straßenbahn ausgegeben und im übrigen von den mitgenommenen Butterbroten gelebt, starrten sie ihn wie ein unbekanntes Tier im Zoo an; laut aber und ein wenig verächtlich sagte einer: „Deswegen fahre ich doch nicht in die Stadt, da gehört sich doch auch gevespert!“ — Ja, sie hatten, um etwas verändert den Stadtamtmann zu zitieren, „es noch nicht gelernt, wie man es richtig macht“. Der Freßtrieb war noch größer als der Kunsttrieb! Oder feiner ausgedrückt: Die Freude am materiellen Genuß überwog doch noch den Kunstgenuß. Und was sagten die Eltern dazu? Sie selbst hatten ihnen bis zu zehn Mark „zum Vespere“ mitgegeben, sie meinten, man müsse doch für alle Fälle etwas in der Hand haben. Zehn

Mark! Solche Nebenausgaben machen eine Theaterfahrt natürlich „zu teuer“. Für das gleiche Geld bekommt man schon ein recht gutes Buch, und, wenn man eine entsprechende verbilligte Volksausgabe eines älteren Meisters nimmt, sogar zwei. Aber das ist dann ganz bestimmt „zu teuer“! Und wenn gar der Lehrer erzählt, seine Tochter habe während ihres nach dem Kriege durchgeführten Medizinstudiums fünfeinhalb Jahre lang von 85.— DM im Monat — heute der Wochenlohn eines Angelernten — ihren Lebensunterhalt, einschließlich Miete für ein Zimmer, bestritten, begegnet man ungläublichem Lächeln, das vielfach sagen will: wie kann man so dumm sein!

Sind wir damit nicht mitten drin im Problem der Halbstarken? Ist es nicht eine Erziehungs- und im besonderen eine Bildungsfrage? Tragen die jungen Menschen, wenn sie sich in den Großstädten zu Krawallen zusammenrotten, nicht ihre innere Leere unter die Welt der Erwachsenen? Protestieren sie nicht vielleicht — natürlich unbewußt — gegen die, die sie im geistigen und moralischen Nichts nach echter Lebens- und Seelennahrung haben hungern lassen? Man könnte als Antwort darauf einfach die Forderung stellen: also „bilden“ wir eben die jungen Menschen! Wenn wir dann sagen würden, sie müßten alle mindestens bis zum 16. Lebensjahr auf die Oberschule gehen, um z. B. etwas von der römischen Geschichte zu lernen (siehe Geschichte Nr. 1) oder sich mehr Kenntnisse über Kunst und Literatur anzueignen (siehe Geschichte Nr. 2), dann würde, abgesehen von einer Anzahl Eltern, die ihre Kinder so schnell wie möglich ins Verdienen bringen wollen, sicherlich die Lehrerschaft der Oberschulen protestieren und erklären, sie könne nicht jeden, sondern nur „ausgelesenes“ und intelligentes „Menschenmaterial“ gebrauchen. Und der „Abfall“ darf in die Fabrik! Wenn dann die Jungen, die sich zum großen Teil sowieso noch in den sogenannten Fliegerjahren befinden, ihre überschüssige Kraft und ihren ziellosen Willen auf Mopeds und Motorrädern austoben und sich mit der Polizei herumschlagen, ist das Entsetzen groß.

Es schließen sich noch eine ganze Reihe anderer Probleme an, die sich dem Bildungsproblem, wie es hier gemeint ist, entgegenstellen. Zuerst müssen wir fragen: Was ist überhaupt Bildung? Ist Bildung gleich Wissen? Muß sie durch ein Examen, vom Abitur angefangen und dann nach oben verlängert, nachgewiesen werden usw. usw.? Über diese Fragen wollen wir uns das nächste Mal unterhalten.



10 Jahre Ruhrfestspiele

Im Sommer 1947 statteten drei Hamburger Theater den Arbeitern einer Zeche im Ruhrgebiet ihren Dank für materielle Hilfe ab: Sie spielten für sie im Saalbau von Recklinghausen Schauspiele und Opern.

Aus diesem mehr spontanen als geplanten Akt redlicher Solidarität von Künstlern und Arbeitern entstanden die „Ruhrfestspiele“ vom zweiten Jahr an als Veranstaltung des Deutschen Gewerkschaftsbundes und der Stadt Recklinghausen, seit 1949 vom Lande Nordrhein-Westfalen gefördert.

In einem Jahrzehnt materieller Not, schwerer Arbeit und dann wachsenden Wohlstandes wandelten die Ruhrfestspiele von Jahr zu Jahr ihre Gestalt, nicht aber ihr Wesen. Sie hatten Erfolg,

und sie fanden Kritik; heute ist es offenkundig, daß sie sich durchgesetzt haben: Als ein weithin leuchtendes und wirkendes Zeichen. Seit 1949 haben sie ein eigenes Ensemble, seit 1950 dienen Kunstaussstellungen als eine sehr beachtete neuartige Weise ihrer Grundidee; im gleichen Jahr wurde das erste der freimütigen „Europäischen Gespräche“ geführt; seit 1954 setzen sich die Recklinghauser Veranstaltungen in anderen Städten und in großen Betrieben des Reviers fort.

Die Ruhrfestspiele sind mehr als bloß eine Repräsentation des Kulturanspruches der Arbeiterschaft und einer Kommune des Ruhrgebietes, mehr als bloß eine Tat modernen Mäzenatentums, sie sind mehr als nur sommerliche Serien

Der Biberpelz von Gerh. Hauptmann
 Inszenierung: K. U. Stroux
 v. I. n. r.: Adelheid — Edith Hanke
 Mutter Wolfen — Käthe Dorsch
 Frau Motes — Elisabeth Goebel

Photos: Herta Arbert

glänzender oder problematischer Aufführungen und Ausstellungen; sie sind mehr als nur ein neuer Versuch, „die Kunst dem Volke“ zu bringen. Sie dienen einer Aufgabe, von deren Gelingen alles abhängt: Die Kulturäußerungen und das Bewußtsein der Nation mit ihrer sozialen Wirklichkeit in Einklang zu bringen. Auf ihre besondere Weise suchen sie die Spaltung im arbeitenden und kulturkonsumierenden Zeitgenossen zu überwinden und ihn als ganzen unteilbaren Menschen anzusprechen und in Bewegung zu bringen. Die Ruhrfestspiele überschätzen sich nicht, sie können die große Zeitaufgabe nicht allein lösen, sie dienen ihr als Beispiel, Ansatz und Zeichen.

Recklinghausen kam nach Düsseldorf

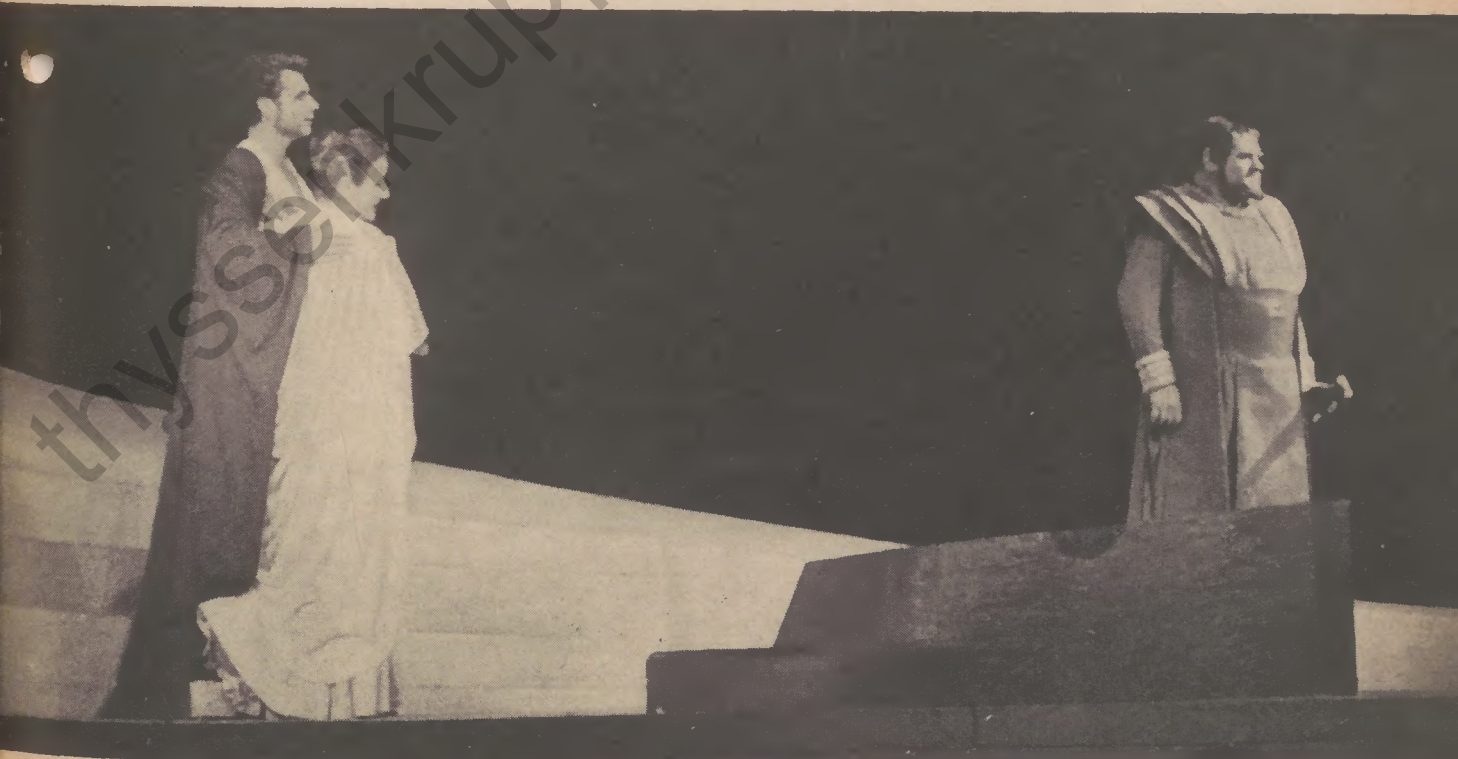
Steigendes Interesse für die Ruhrfestspiele zeigt sich auch in unserem Werk. Während anfangs der Teilnehmerkreis noch klein war, vergrößerte er sich von Jahr zu Jahr und erreichte in diesem Sommer die erfreuliche Zahl von 510 Belegschaftsmitgliedern, ihre Angehörigen eingeschlossen.

Diese Steigerung der Zahl der Festspielbesucher mag zum Teil mit dem Besuch des Ensembles in unserem Schauspielhaus zusammenhängen, weil

die bisherigen Fahrten nach Recklinghausen etwas unbequem waren.

Wer die beiden Aufführungen, Goethes „Iphigenie“ und Hauptmanns „Biberpelz“ in Düsseldorf miterlebte, weiß wiederum — einmal durch die Auswahl der Stücke selbst und zum anderen durch die Gestaltungskunst der Darsteller — daß es künstlerische Erfolge waren, die wir nicht missen möchten und die viel zum Sinn und Zweck der Ruhrfestspiele beigetragen haben. E.W.

Iphigenie auf Tauris von J. W. v. Goethe. Inszenierung: G. R. Sellner. V. I. n. r.: Orest — Rolf Henninger, Iphigenie — Maria Dimmer, Thoas, König der Taurier — Hermann Schomberg



„Tagungen und Kongresse sollten — das gibt ihnen eigentliche Daseinsberechtigung — der Selbstverständigung der Menschen über ihre Zeit, in der sie leben, dienen. Es ist daher ein Erfordernis gesellschaftlicher Wachsamkeit, am Ende eines Zeitabschnittes Rechenschaft abzulegen über die Tätigkeit der verflossenen Periode und zugleich mit einem solchen Rückblick Vorschau auf die Probleme und Aufgaben der Zukunft zu halten.“

Mit diesen Worten leitete Direktor Best sein abschließendes Referat auf der Jahrestagung des Sozialausschusses der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie in Bad Honnef ein. Unter den mannigfachen Fragen, mit denen sich unsere Wirtschaftsvereine befassen, finden jene, die in die Zuständigkeit dieses Ausschusses fallen, immer die verbreitetste Beachtung. Das ist naheliegend, denn die Probleme, die sich aus dem Verhältnis des Menschen zu seinem Arbeitsplatz ergeben, sind vielschichtig und wiederum auch nicht nur beschränkt auf dieses Verhältnis, weil der Mensch der Wirtschaft gleichermaßen dient und sich ihrer bedient. Natürlich stehen bei der Arbeit des Sozialausschusses die innerbetrieblichen Fragen im Vordergrund, aber wie sie angefaßt werden, das wirkt nach draußen in die nicht unmittelbar mit dem Betrieb verbundenen Bereiche, und hier liegt die besondere Verantwortung für diese Arbeit.

Auf der sich über drei Tage erstreckenden Tagung wurden folgende Themen behandelt und in den sich anschließenden Arbeitsgemeinschaften durch Aussprachen vertieft:

1. „Der Stahlarbeiter-Wohnungsbau in NRW“, von Prof. Dr. H. J. Seraphim, Münster
2. „Die Frühinvalidität und ihre Probleme“, von Direktor Dänemark, Peine
3. „Die Bedeutung der Grundausbildung für die Eisen- und Stahlindustrie“, von Prof. Dr. Riedel, Hamburg
4. „Die menschliche Seite der Rationalisierung“, von Direktor Jungbluth vom Hüttenwerk Salzgitter.

Die Ergebnisse faßte Direktor Best in seinem bereits eingangs erwähnten Schlußvortrag zusammen, den wir in seinen wesentlichen Teilen unseren Lesern hier bringen.

Die modernen Versuche, die Pflege der menschlichen Beziehungen in der Industrie lediglich im Hinblick auf eine erhoffte Verbesserung der Ertragslage

DIE WIRTSCHAFT kein Spiel um Geld

offen oder versteckt innerökonomisch zu begründen, offenbaren uns die betriebswirtschaftlichen Erscheinungsformen eines wertblind, menschenverachtenden Ökonomismus (= wirtschaftszentrierte Denkweise). Die Wirtschaft erhält aber ihren Sinn immer erst von außerökonomischen Erfordernissen des Menschen her. Alle wirtschaftliche Betätigung dient der Bereitstellung von Mitteln für Zwecke, die hinter den wirtschaftlichen Erwägungen liegen, also außerökonomischer Natur sind. Wäre es anders, so würde die Wirtschaft nur ein Spiel um Geld sein, und das wäre etwas ganz und gar Unwirtschaftliches.

Unter dem Aspekt, wie die menschliche Arbeitskraft im Rahmen der sachlichen Anforderungen eingesetzt werden kann, besitzt der Mensch eine gewisse Mittel-zum-Zweck-Stellung. Es ist uns aus einsichtigen Gründen unmög-

lich, einseitig das Produktionsziel zum Maßstab der Beanspruchung zu machen.

Nur wenn dies berücksichtigt wird, kann das Vertrauen der Belegschaften erwachsen, das für eine ersprießliche Sozialarbeit unerlässlich ist.

Sicherheit vor den Gefahren des Arbeitsplatzes.

Wir dürfen mit Genugtuung feststellen, daß der Erfahrungsaustausch unserer mit dem Gesundheits- und Arbeitsschutz betrauten Werksärzte und Sicherheitsingenieure und die Behandlung aktueller Fachfragen auf den Gebieten der Arbeitsmedizin und der Arbeitssicherheit in unseren Ausschüssen und Arbeitsgemeinschaften nicht ohne Einfluß auf die industrielle Praxis geblieben ist.

Im Rückblick kann nicht übersehen werden, daß dank der verständnisvollen Haltung der Werksleitungen und

Das ist Sicherheit

Es kostet eine Minute, eine Sicherheitsvorschrift zu erlassen.

Es kostet eine Stunde, eine Sicherheitsschulung durchzuführen.

Es kostet eine Woche, ein Sicherheitsprogramm zu planen.

Es kostet Monate, es in die Praxis umzusetzen.

Es kostet ein Jahr, die Früchte daraus zu ernten.

Es kostet ein Leben, einen Arbeiter unfallsicher zu machen.

Es kostet eine Sekunde, alles durch eine einzige Katastrophe zu zerstören.

Aus: THE SUPERVISOR'S DIGEST

lich geworden, die Rationalisierung aufzugeben und zu vorindustriellen Arbeitsformen zurückzukehren. Ist es also nicht möglich, die Mittel-zum-Zweck-Gefährdung des Menschen zu vermeiden, dann wird — um mit den Worten des bekannten Tübinger Theologen Prof. Thielicke zu reden — „erst recht alles darauf ankommen, auf dem Boden der Rationalisierung selbst für menschliche Äquivalente zu sorgen.“ Das bedeutet, die Arbeitsbedingungen des schaffenden Menschen an seine Erfordernisse anzupassen und festzustellen, welcher Leistungsgrad und welche Verfassung der Arbeitsbedingungen ihm angemessen sind und ihm innerhalb seiner Inanspruchnahme im Produktionsprozeß noch das Menschsein gestatten; keinesfalls aber bedeu-

der unentwegten Arbeit der Werksärzte und Sicherheitsingenieure die Maßnahmen für die Gesunderhaltung der arbeitenden Menschen in erfreulichem Umfange intensiviert werden konnten. Die auf dem Gebiete des Gesundheits- und Arbeitsschutzes Tätigen erfüllen in ihrem Bestreben nach Erhaltung der Lebenskraft und Leistungsfähigkeit unserer Mitarbeiter nicht nur eine menschlich und betrieblich wichtige Aufgabe, sondern ihre Arbeit ist — und zwar auch ohne Berücksichtigung des gegenwärtigen Arbeitskräfteengpases — von einer hervorragenden volkswirtschaftlichen Bedeutung. Leider stehen diesen Bemühungen zwei Gegebenheiten entgegen. Hier ist einmal das offenbare Desinteresse mancher Belegschaftsmitglie-

der an ihrer eigenen Gesundheit und Arbeitssicherheit zu nennen.

Weiter werden die Bemühungen durch die Tatsache behindert, daß im Vergleich zu dem Ausmaß der zu bewältigenden Probleme in den Werken nur eine unzureichende Anzahl von Fachkräften zur Verfügung steht.

Beide Gegebenheiten sind jedoch beeinflussbar. Hier bietet sich noch ein weites Feld der Aufklärung und der Schulung.

Lohnfindung durch Arbeitsbewertung

Eine bedeutsame Rolle für das Wohlbefinden der in einem abhängigen Arbeitsverhältnis Stehenden spielt auch die Lohnfindung. An dieser Stelle ist als ein Instrument zur gerechten Lohnfindung die analytische Arbeitsbewertung zu erwähnen. Sie hat sich in den letzten Jahren in unseren Mitgliedswerken immer mehr eingeführt. Die Anzahl der Lohnempfänger in unseren Mitgliedswerken, die nach diesem Verfahren entlohnt wird oder deren Entlohnung nach diesem Verfahren vorbereitet wird, betrug

1951	107.000
1955	220.000

Dieses Ergebnis zeigt, daß die Praxis heute nicht mehr an der analytischen Arbeitsbewertung vorbeigehen kann. Auch die Durchführung der Arbeitsbewertung für Angestelltentätigkeiten findet immer größeres Interesse.

Die zunehmende Bedeutung der analytischen Arbeitsbewertung wird weiter dadurch gekennzeichnet, daß sich die Tarifpartner, nämlich in unserem Falle die IG-Metall und der Arbeitgeberverband Eisen- und Stahlindustrie, seit längerem mit der Aufgabe beschäftigen, die analytische Arbeitsbewertung in den kommenden Rahmentarif einzubauen. Wir hoffen, daß diese Arbeiten, an denen wir durch Bereitstellung einiger unserer Fachleute beteiligt sind, bald zur allgemeinen Zufriedenheit abgeschlossen werden können.

Stahlarbeiterwohnungsbau

Da der Lebensraum unserer Mitarbeiter in so entscheidendem Maße durch das Vorhandensein einer lebensgerechten Wohnung berührt wird, ist der Stahlarbeiterwohnungsbau für unsere Industrie mehr als nur eine Frage von branchenweitem Interesse.

Es wird vielfach bei den Außenstehenden, die unser Stahlarbeiterprogramm nicht kennen, die Meinung vertreten, die Bereitstellung von Landesmitteln

für den Stahlarbeiterwohnungsbau sei nicht mehr notwendig, da schon genügend gebaut worden ist. Dieser irigen Ansicht kann jetzt auf Grund des vorliegenden Ergebnisses einer wissenschaftlichen Untersuchung durch das Institut für Siedlungs- und Wohnungswesen an der Universität Münster entgegengetreten werden. Die Ergebnisse dieser Untersuchung lassen keinen Zweifel darüber zu, daß die Wohnungsnot unter den Stahlarbeitern auch heute noch viel größer ist, als allgemein angenommen wird. Bei den 20 untersuchten Werken ist festgestellt worden, daß 18,15 Prozent der am 1. 6. 1955 beschäftigt gewesenen verheirateten Mitarbeiter noch eine Wohnung benötigen. Der ermittelte Wohnungsbedarf liegt daher noch über dem vergleichbaren Bundesdurchschnitt von 16,37 Prozent. Damit ist erwiesen, daß die bisherige Bauleistung im Stahlarbeiterwohnungsbau trotz der Mittelführung der öffentlichen Hand eine wesentliche Besserstellung gegenüber dem sogenannten „Normalverbraucher“ nicht hat bewirken können.

Wenn auch die Werke der Eisen- und Stahlindustrie bereit sind, durch Arbeitgeberdarlehen die geplanten Wohnungsbauvorhaben für ihre Mitarbeiter zu fördern, so sind dieser Bereitschaft doch natürliche Grenzen gesetzt. Unsere Werke müssen zur Erhaltung der Konkurrenzfähigkeit in beachtlichem Umfange Investitionen vornehmen. Aus diesem Grunde ist eine weitere Förderung des Stahlarbeiterwohnungsbaus aus öffentlichen Mitteln auf mehrere Jahre hinaus erforderlich, um auch nur den dringendsten Wohnungsbedarf, den wir in unserem Jahresbericht ausgewiesen haben, abdecken zu können. Ein Fortfall der öffentlichen Hilfe für das Stahlarbeiterprogramm würde schwerwiegende Folgen haben, die keineswegs bagatellisiert werden dürfen.

Berufsausbildung und Führungsnachwuchs

Ständige Vergrößerung der Unternehmen, Arbeitsteilung, Mechanisierung und Rationalisierung sind nicht ohne Einfluß auf die Berufsausbildung geblieben. Es wäre aber völlig abwegig, wollte man annehmen, die technische Entwicklung habe eine Grundausbildung überflüssig gemacht oder werde dies im Zeichen automatisierten Arbeitsvollzugs zumindest in absehbarer Zukunft bewirken.

Es wird so leicht niemandem einfallen, etwa die Abschaffung der Apothekerausbildung mit dem Hinweis darauf zu

fördern, daß die überwiegende Mehrzahl aller Medikamente ge- und verbrauchsfertig von der pharmazeutischen Industrie geliefert werden, weil hier ohne weiteres einsichtig ist, daß eine Unkenntnis der Zusammenhänge durch den Apotheker große Gefahren mit sich bringen könnte.

Die Maschine hat zwar viele manuelle Tätigkeiten ersetzt, nicht aber die Bedeutung des Facharbeiters gemindert. Er wird vielmehr bei den laufend komplizierter werdenden Maschinen und Aggregaten immer notwendiger, sowohl bei ihrer Herstellung als auch bei ihrer Wartung und Instandhaltung. Das Einsichtvermögen in die verwickelten Zusammenhänge und wechselseitigen Abhängigkeiten der Arbeitsvor-



gänge erlangt zukünftig eine wachsende Bedeutung; eine grundlegende Ausbildung kann also keineswegs übersprungen werden. Woher soll sonst die Verantwortung für die Bedienung der kostbaren maschinellen Einrichtungen kommen, wenn die Vorgänge, die durch Betätigung von Hebeln und Knöpfen ausgelöst werden, unbekannt sind, wenn nicht bekannt ist, welche enormen Werte auf dem Spiele stehen, kurz: wenn das Verständnis für die verschlungenen Zusammenhänge des Produktionsprozesses fehlt.

In Erkenntnis dieser Sachlage bemüht sich der Fachausschuß „Arbeits- und Ausbildungsfragen“ unseres Ausschusses für Sozialwirtschaft schon seit mehreren Jahren um die Einführung des Ausbildungsberufs „Hüttenmann.“ In zahlreichen Verhandlungen mit allen Stellen, die für die Anerkennung dieses Ausbildungsberufs zuständig sind, ist Übereinstimmung erzielt worden. Für die Anerkennung steht jetzt nur noch die Einigung der Tarifpartner über die arbeitsrechtlichen Fragen aus. Nachdem in direkten Verhandlungen

mit beiden Tarifpartnern die bisherigen Schwierigkeiten weitgehend beseitigt werden konnten, ist recht bald mit einem Abschluß zu rechnen.

Die Ausbildung des kaufmännischen Nachwuchses liegt uns selbstverständlich ebenso am Herzen wie die des gewerblichen. Aus diesem Grunde führen wir seit 1952 Zwischenprüfungen der Industriekaufmannslehrlinge durch, um sie auf die Abschlußprüfungen bei den Industrie- und Handelskammern vorzubereiten.

Wir befürworten auch die Bemühungen der Arbeitsstelle für betriebliche Berufsausbildung, durch eine Straffung des Ausbildungsplanes für den Industriekaufmann eine Anpassung an die heutigen Anforderungen zu erzielen.

Der Fachausschuß hat in einigen Fällen bereits den Austausch von jungen Industriekaufleuten zwischen einzelnen Mitgliedswerken vermitteln können. Es wird unsere Aufgabe sein, diesen Austausch weiter zu fördern und insbesondere auch auf internationaler Ebene auszubauen, denn der persönlichkeitsbildende Wert solcher Maßnahmen dürfte unzweifelhaft sein. Der Austausch junger Arbeiter wäre ebenfalls erstrebenswert. Hier dürfte das „Gesellenwandern“, wie es bereits bei der Firma Wuppermann eingeführt worden ist, eine zweckmäßige Lösung sein. Einzelheiten werden dem Fachausschuß in Kürze vorgelegt.

Wenn in der Industrie immer wieder der Ruf nach dem Führungsnachwuchs laut wird, so möge man bedenken, daß noch viel hoffnungsvolles Potential in Kreisen schlummert, denen bislang



**Ans Ziel gelangt stets unversehrt,
wer rechts so weit wie möglich fährt.**

auf Grund der Mängel unserer Schulverfassung und der ungleichen gesellschaftlichen Startpositionen die nötigen Zertifikate fehlen, die heute noch immer als ausreichende Legitimation für die Eignung zum Aufstieg angesehen werden.

Es war für mich eine Befriedigung zu erfahren, daß die Meisterfortbildungskurse unseres Fachausschusses „Arbeits- und Ausbildungsfragen“ von Monat zu Monat mehr Anklang finden.

Diese vierwöchigen überbetrieblichen Lehrgänge vermitteln berufliche Grundkenntnisse, Fachkunde und Kenntnisse der Sozialwirtschaft; sie sind zweifellos förderlich gewesen für die Heranbildung des Nachwuchses bis zur Meisterebene.

Bedauerlicherweise wird der Unterricht sehr durch den Mangel an Schulraum beeinträchtigt. Es müßte möglich sein, daß sich die Eisen- und Stahlindustrie eine zentrale Ausbildungsstätte schafft, die ihrer Bedeutung würdig ist. Schon seit Jahren wurde von uns die Durchführung von Seminaren oder Förderungskursen für die jüngeren höheren und leitenden Führungskräfte in unserem Bereich vorgeschlagen. Ich bin sicher, daß sich eine solche Förderung genau so bewähren wird, wie diese Tätigkeit auf der Meisterebene. Ich rufe deshalb den verantwortlichen Männern der deutschen Stahlindustrie nochmals zu, möglichst bald die Einrichtung von Lehrgängen oder Seminaren für leitende Führungskräfte vorzusehen.

Eben weil ich das Problem des Führungsnachwuchses für den Ausgangspunkt der zukünftigen sozialwirtschaftlichen Arbeit halte, erscheint mir eine grundsätzliche Stellungnahme zur Bedeutung dieser Führungskräfte in Anbetracht der zu erwartenden zukünftigen Entwicklung dringlich notwendig.

Dort, wo der moderne Mensch in das Kraftfeld des Technisch-Ökonomischen gerät, werden von den Verantwortlichen Entscheidungen verlangt, die weit über den Rahmen der Kenntnisse und Fertigkeiten eines engen Spezialistentums hinausgehen.

Was uns in der heutigen — und erst recht in der künftigen — Situation nottut, sind Persönlichkeiten in den verantwortlichen Stellungen unserer Wirtschaft, deren Vorstellungswelt auf das Leben in seiner umfassenden Ganzheit gerichtet ist. Wir brauchen Menschen, die alle Lebensvorgänge um uns herum von einem bestimmten Leitbild aus beurteilen. Nur das Bewußtsein des Zieles bestimmt die einschlagende Richtung; eine Richtung aber ist erforderlich, wenn wir uns nicht in der Entwicklung treiben lassen wollen.

Niemals zuvor in der Geschichte der Menschheit wurde ein solches Ausmaß moralischer Kraft von den Menschen verlangt, wie in den heutigen Zeiten technischer Triumphe. Es muß daher alles versucht werden — und hier liegen auch dankbarste Aufgaben für unser Schulsystem —, daß die ethische Entwicklung des Verantwortungsge-

fühls der Menschen, daß also die kulturelle Entwicklung mit dem zivilisatorischen Fortschritt Schritt hält.

Ressortpartikularismus läßt eine einheitliche Konzeption nicht aufkommen, da er keine Folgerungen aus der Tatsache der Wechselwirkung aller sozialen Prozesse zieht.

Die Revolution der Roboter

Die beiden Zeichen, unter denen unsere technische und wirtschaftliche Zukunft stehen werden, sind Atomkraft und vor allem Automation. Durch die Automation werden bekanntlich Vollzug, Steuerung und Kontrolle der Vorgänge im Industriebetrieb dem arbeitenden Menschen abgenommen und auf selbsttätige Mechanismen verlagert.

Die Automation ist als ein Teil des technischen Prozesses, ebenso wie die Technik selbst, keineswegs gut oder schlecht, sondern wird es immer erst mittelbar durch die Art ihrer Verwendung durch den Menschen. Sie umschließt daher beide Möglichkeiten: Fluch und Segen.

Das Kennzeichen dieser Entwicklung ist eine enorme Steigerung der Produktivität. Hierdurch kann eine erhebliche Verbilligung der Produkte eintreten. Ein riesiger Markt kann erschlossen werden, der die Beschäftigung aufrechterhält. Auch die sonstigen großartigen Perspektiven, die die Automation eröffnet, sind unverkennbar. Voraussetzung hierfür ist allerdings, daß weiteste Käuferschichten durch eine sehr breit gestreute Einkommensverteilung mit der hinreichenden Real-kaufkraft ausgestattet werden. Dies bedeutet, daß die Automation sich nur dann wirtschaftlich sinnvoll auswirken kann, wenn ein gewisser Wohlstand im Volke gut verteilt vorhanden ist. Dazu aber ist gerade allseitige Beschäftigung erforderlich. Hier zeigt sich das Dilemma der Automatisierung. Die uns hier interessante Problematik lautet also: Kann die Beschäftigungslage gehalten werden?

Die Verfechter der Automation verneinen die Möglichkeit einer technologischen Arbeitslosigkeit mit der These, die Automation werde sich nur über einen so langen Zeitraum durchsetzen, daß eine soziale Anpassung ermöglicht werde. Es sei kein Grund zur Beunruhigung vorhanden, es handele sich auch nicht um grundlegend Neues. Die Automatisierung sei so alt, wie gewisse Verbesserungen am Webstuhl. Diese Denkweise ist aber rein technischer Natur. Die Beispiele aus der Webtechnik zeigen zwar, daß sich im technischen Prinzip zwischen den Webstüh-

len Roms und Griechenlands und denen des Mittelalters bis zur Neuzeit kein wesentlicher Unterschied ergeben hat. Trotzdem aber ist die Mechanisierung der Spinntechnik eines der gesellschaftlich umwälzendsten Ereignisse der Weltgeschichte geworden.

Norbert Wiener, einer der besten Kenner der Automationsprobleme, meint in seinem neuen Buch „Mensch und Mensch-Maschine“, daß die neuen technischen Methoden und Verfahren zu einer Massenarbeitslosigkeit führen müssen, mit der verglichen sogar die Krise der 30er Jahre harmlos erscheinen wird.

Wir tun gut daran, uns vor jeder Dramatisierung, aber erst recht vor jeder Bagatellisierung der sozialen Folgen des Automatisierungsprozesses zu hüten. Erforderlich ist aber, in Kategorien der Sozialgeschichte zu denken, und uns mit der Möglichkeit vertraut zu machen, daß die Automation Fragen

aufwirft, die die soziale Problematik zumindest für eine gewisse Zeit ins Extrem führen können.

In Zeiten mangelnder Arbeitskraftreserven ist man leicht geneigt, den Zustand einer technologischen Arbeitslosigkeit als wenig wahrscheinlich anzusehen. Daß dies aber sehr wohl sein kann, beweist das Beispiel von Coventry in einem Lande, in dem die Vollbeschäftigung seit Jahren vorhanden ist. Der Fall der Standard-Motorenfabrik in Coventry macht deutlich, daß mit einer Verharmlosung der Auswirkungen des technischen Fortschrittes niemand gedient ist. Bei Standard müssen fast 3000 Personen im Zuge der Automatisierung entlassen werden. Solange der lokale, regionale oder nationale Arbeitsmarkt die freigesetzten Arbeitskräfte binden kann, treten keine weiteren Gefahren auf. Es werden aber bereits hier Probleme im Hinblick auf die Mobilität und auf die gesamte Le-

bensführung aufgeworfen. So ist die Bereitschaft, den Wohnort zu wechseln, in Deutschland oft nicht sehr groß, besonders dann nicht, wenn eine gute Wohnung und ein vertrautes Milieu vorhanden ist. Unerläßliche Voraussetzung einer großen Mobilität wäre weiter auch ein offener Wohnungsmarkt. Es müßte ferner eine „Freizügigkeit“ der freiwilligen sozialen Leistungen geschaffen, die Tauschbarkeit von Eigenheimen erleichtert werden u. a. m. Weiter ergibt sich die Frage, zu welchem Lohn die Arbeitsstelle im Hinblick auf den bisher gewohnten Lebensstil zumutbar gewechselt werden kann und wie lange der neue Arbeitsplatz erhalten werden kann, bevor durch Automation in dem neuen Betrieb die Unruhe erneut beginnt.

Es wäre wohl verfehlt, wollte man mit der Automation die Vorstellung ver-

Schluß auf Seite 112



Das Glück bringt Geld ins Haus

doch fällt das große Los stets nur auf eine Nummer.

Sicherer ist die Beteiligung am Vorschlagswesen. Es wurden neuerdings prämiert:

**„Verbesserung am Chargierkran
Martinwerk“** mit DM 125.—

**Längererhaltung eines Lastseils am
65-t-Gießkran im Martinwerk“**
mit Buchprämie

**„Änderung der Umlenkrolle am 25-t-
Schmiedekran im Hammerwerk“**
mit DM 75.—



Benrather Schloßpark — Ausgang Urdenbacher Allee

Von Benrath nach Garath

Von der hinteren Terrasse des Benrather Schlosses aus wandern wir auf der l. oder r. Seite am Spiegelweiher entlang bis zu seinem Ende. Schnurgerade zieht sich der blanke Wasserstreifen zwischen grünen Rasenflächen dahin, rechts und links von hohen Bäumen eingefasst. Blicken wir zurück, so sehen wir über der niedrigen Freitreppe das Rokokoschlößchen, schlicht und anmutig in seinem Äußeren, in den baulichen Linien aufs feinste abgestimmt auf die Landschaft, der es eingefügt ist. Das Ganze ein Bild vollendeter Ruhe, Symmetrie und Abgeschlossenheit.

Der Spiegelweiher birgt ein Geheimnis. Tief unter seinen Wassern schlummern die Fundamente eines alten Schlosses, das ehemals mit drei Stockwerken und zwei hohen Türmen in die Lande ragte. Graf Philipp Wilhelm hatte es um die Mitte des 17. Jahrhunderts für seine Gemahlin erbaut. Nicht lange währte sein Bestand. Französische Truppen, die um 1740 die Gegend durchstreiften, fügten ihm schwere Schäden zu. Kurfürst Karl Theodor gab dem französischen Baumeister Nikolaus de Pigage, der schon am Mannheimer Schloß und den Gartenanlagen von Schwetzingen sein Können bewiesen hatte, den Auftrag zu einem Neubau. Man begann 1756 mit diesem Werk. Aber ein Unstern waltete über der Arbeit. Bald schon breitete der Siebenjährige Krieg seine Schrecken über die niederrheinischen Lande. Statt weniger Jahre vergingen Jahrzehnte, bis der Bau fertig war. Dieses Schloß ist dann unverändert auf unsere Tage überkommen. Träumen wir uns noch einen Augenblick zurück in jene Zeit, als die Kavaliere in ihrer stutzerhaften, farbigen Tracht und die Damen in ihren Reifröcken in dem großen Musiksaal mit seiner hohen Kuppel und den Gesellschaftssälen mit dem Schmuck ihrer Spiegel und Deckengemälde weilten. Vorbei!

Wir wenden uns n. l. dem Parkausgang zu. Vor der Ausgangsbrücke steht wie ein trutziger Wächter eine große Eiche.

Dieser Wandervorschlag ist eine besondere Einladung an unsere in der Stadt wohnenden Kollegen. Die Reisholzer und Benrather werden die Gegend kennen. Wer sich aber vorgenommen hat, in Zukunft mehr als bisher Fußwanderungen zu machen, sollte sich für den Anfang nicht zu viel zumuten. Dieser Vorschlag hat das rechte Maß. Nach diesem regenreichen Sommer wünschen wir dafür einen schönen Tag und noch recht viel herbstlich buntes Laub auf den Bäumen.

Die Urdenbacher Allee, auf der wir n. r. weiterwandern, bietet ein gutes Schattendach. Wir verlassen sie zwischen den ersten Häusern von Urdenbach, der Schule (Hs. 91) gegenüber, indem wir n. r. die Itterbrücke überschreiten und drüben n. l. der Angerstr. folgen. Viele Brücken überqueren den Bach, dessen Ufer schöne Kastanienbäume säumen. Bei dem Haus Nr. 15 biegen wir n. l. ab und wandern auf dem Uferpfad „An der Löw“ zur Urdenbacher Mühle.

Jetzt gehen wir l. in die Urdenbacher Dorfstr. Die Wasserstandsstriche am Haus 59 erzählen uns von der Not, die das Hochwasser auch über diesen Düsselort gebracht hat. Am Mühlenplatz (Endpunkt der Rheinbahnlinie 64: Gerresheim—Urdenbach) entdecken wir das Wanderzeichen X des S. G. V. Hwstr. 19. Von ihm lassen wir uns bis Garath führen.

Nach dem Haus 59 gehen wir l. in die Drägenburgerstr. Haus 20 zeigt über der Tür einen alten Hausspruch:

Ach Got Las Dir, Gantz hiemit
Anbefohlen sein

Dies Haus und alle, die da
gehen aus und ein. 1757.

Unser Wanderweg läuft am Fuß einer Rheinterrasse dahin. Später ändert die Str. ihren Namen in Rittersbergstr. — Wie Schilder zeigen, liegt z. R. ein Landschaftsschutzgebiet. Alles, was dieses Sumpfgelände an Fauna und Flora birgt, ist damit unter Schutz gestellt. Achtung! Das Wz. führt uns bei einer kleinen, mit Ginster bewachsenen Erhöhung l. ab und kurz danach r. einem Drahtzaun entlang. Zwei große Verkehrsadern legen sich uns schließlich in den Weg: die Eisenbahn und die Landstr. Düsseldorf—Köln. Nachdem wir die Eisenbahnunterführung passiert und die Landstr. überquert haben, führt uns die mit Linden bestandene Schloßallee auf geradem Wege zum Schloß Garath.

Prächtig liegt es hinter der weiten Grünfläche. Es wurde im Jahre 1884 errichtet. Von dem älteren Bau steht nur noch ein schlichter, zweistöckiger Trakt

mit dem anstoßenden dreistöckigen Torbau. Nach Clemen war Garath der Stammsitz der Herren von Garderode, die hier bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts wohnten. Der jetzige Eigentümer ist Dr. A. von Burgsdorff.

Wir wenden uns l. zur weithin bekannten Garather Geflügelzucht, der größten des Bundesgebietes, aus der jährlich Tausende von Küken in die bäuerlichen Geflügelhaltungen des Landes geliefert werden. Beim Kapeller Hof kommt die Stelle, wo uns das Wanderzeichen (Wz.) X der Hwstr. 19 verläßt, um in 1½ Std. die Schwanenmühle und in 2¼ Std. Leichlingen zu erreichen. Endet der Maschendrahtzaun der Hühnerfarm auf der l. Wegseite, so läuft unser Weg noch ein kurzes Stück geradeaus bis zu einer Weggabelung. Dann l. Nun wandern wir an Gut Buchholz vorbei, stets am Waldrand entlang — l. liegt das Breitbandwalzwerk Capito u. Klein — bis zum Betriebsbahnhof der Rheinbahn in Benrath. Wanderzeit: 3 Std. Kosten: 0.80 DM.

v. Auw.

Mit diesem Wandervorschlag beenden wir die jetzt in unseren Werkmitteilungen seit zwei Jahren laufende Reihe. Wir hoffen, daß das Wandern einige neue Freunde gefunden hat.

„Es führt dich nur der Wanderschuh
dem Herzen deiner Heimat zu ...“
(Plischke)

Dem Herbstprogramm der Volkshochschule entnehmen wir für die nächsten Sonntage folgende Ankündigungen.

Herbert von Auw, der Verfasser unserer Wandervorschläge, wandert am

- 28. 10. In die Wupperberge, ab Hauptbahnhof 9.18 nach Solingen.
- 18. 11. Durch die Ratinger Wälder, ab Endstation der Linie 12, 9.30 Uhr.
- 2. 12. Von Kaiserswerth zur Adventsfeier nach Lintorf, ab Clemensplatz 10 Uhr.

Paul Herder wandert am

- 28. 10. Durch den buntgefärbten Herbstwald, Ratinger Wald und Angertal locken immer wieder zu neuer Wanderfahrt. Abmarsch um 9 Uhr ab Ratingen, Linie 12.

Schloß Garath

Photos: V—w.



- 18. 11. Bei Dunst und Nebel an der Erft entlang; der Niederrhein in seiner Eigenart. Abmarsch um 9 Uhr ab Neuß, Selikumerstraße.
- 2. 12. Das Wanderjahr wird beschlossen mit einer Adventsfeier. Abmarsch zum Nachmittagsspaziergang um 14 Uhr, Adventsfeier um 16 Uhr. Jeder bringt ein kleines Geschenk sowie einen Apfel und Kerze mit. Abgangsort und Ziel werden noch bekanntgegeben.

Ernst Knüfken besucht am

- 11. 11. Heide, Quellen und Höhen. Abfahrt 8.57 Uhr von Benrath, Pauli-Strasse mit Linie V bis Waldschenke, Tageswanderung.
- 25. 11. Reizvolle Winkel i. Niederbergischen. Abfahrt 9 Uhr vom Hauptbahnhof nach Hösel, Tageswanderung
- 9. 12. Schöne Waldreviere. Abmarsch 9 Uhr vom Schluß der Linie 12 in Ratingen, Tageswanderung.

Preis für die Teilnahme an der einzelnen Wanderung DM 0.50.

„Das ist mir zu billig!“

Immer wieder kann man hören, wir Hausfrauen machen uns zu wenig die Mühe, Preise zu vergleichen, um dadurch rationeller einzukaufen. Da konnte man lesen, daß ein Bekleidungsgeschäft einen Versuch unternommen habe, der sehr überraschend verlief: Es teilte einen Posten gleichwertiger Kleider in zwei Gruppen ein; die eine Gruppe wurde zum normalen Preis angeboten, die andere zu erhöhtem. Dazu schreibt nun das Rationalisierungs-Kuratorium der deutschen Wirtschaft, das sich sehr angelegentlich auch mit Fragen befaßt, die den Verbraucher angehen, folgendes:

„Man müßte nur annehmen, daß die Kundinnen mit Begeisterung nach den billigeren Kleidern gegriffen hätten, die ja derselben Art und Qualität waren wie die teureren. Weit gefehlt: Es wurden ganz überwiegend die teureren Kleider gekauft. Und warum? Weil die meisten Menschen sich heute auf den

uns schon erlebt, daß er dieselbe Ware in dem einen Geschäft billiger als in einem andern vorfand? Die Möglichkeiten des Einkaufs sind für alle Kaufleute eben nicht stets die gleichen. Oder: Ein Kleid ist nach einem besonderen Modell gearbeitet. Es ist darum teurer als ein anderes, ähnliches Kleid, das aus gleich gutem Stoff besteht, eine ebenso ansprechende Form hat, aber in einer Serie hergestellt worden ist. Ist dieses zweite Kleid nun deswegen schlechter?

Gerade in den Branchen, deren Artikel der Mode unterliegen, findet man aus den oben geschilderten Gründen nebeneinander oft gleichwertige Waren zu verschiedenen Preisen. Gleichwertig nach Charakter und Material! Man muß sich darüber klar sein: Der neueste Modeschrei ist nicht immer das Erstrebenswerteste. Sinnvoll und rationell kauft, wer — die Preise ähnlicher Waren miteinander vergleichend — die

schwer, wenn nicht gar unmöglich für den Laien ist. Da hatten es unsere Großmütter doch besser. Das Angebot bestand aus Leinen, Wolle, Baumwolle und Seide und da waren sie schon fast fertig. Dieses Angebot konnte man übersehen. Wem wäre heute nicht schon passiert, daß er auf die Frage nach der Waschvorschrift für ein Textilerzeugnis vom Verkäufer die Antwort bekommen hätte, es würde sich vielleicht doch empfehlen, das Stück chemisch reinigen zu lassen. Daraus kann man doch nur schließen, daß er auch nicht genau wußte, was für eine Faser er vor sich hat. Und da wundert man sich denn, wenn wir die Zuflucht zur höheren Preislage nehmen in der Hoffnung, besser bedient zu sein! Woran sollen wir uns denn schließlich halten? Eine Möglichkeit ist natürlich die, nicht zu oft das Geschäft zu wechseln, in dem man seine Einkäufe macht; das geht bis zu einem gewissen Grade. Ist man dann als ein ständiger Kunde erst mal bekannt, läßt es sich der Kaufmann meist angelegen sein, daß es nicht zu einem enttäuschenden Einkauf kommt. Was uns aber doch ganz offensichtlich fehlt, ist eine ausreichende Unterrichtungsmöglichkeit hinsichtlich der Qualitäten, denen wir uns gegenüber sehen. Deshalb sollten wir ruhig mal feststellen, wie man sich anderwärts in dieser Situation hilft, und das hat man denn getan, weil man es allenthalben als eine Notwendigkeit empfindet. Auch darüber berichtet das RKW.

Die Erfahrungen deutscher Experten in den Vereinigten Staaten

Den Verbraucherorganisationen käme in den Vereinigten Staaten eine nicht zu unterschätzende Bedeutung sowohl für das gesamte Wirtschaftsleben als auch für den einzelnen Verbraucher zu, äußerte eine Gruppe von sieben Vertretern der deutschen Verbraucherschenschaft, die kürzlich von einem vierwöchigen Studium der Verbraucheraufklärung und Verbraucherberatung aus Amerika zurückkehrte. In Deutschland stehe die Arbeit auf diesem Gebiet dagegen noch mehr oder weniger am Anfang, und die Studien, die im Rah-



Grundsatz festgelegt haben: Das Teurere ist immer das Bessere und damit auf die Dauer das Billigere.

Nun, dieser Grundsatz stimmt oft, aber nicht immer. Hat es nicht jeder von

wirkliche, nicht die eingebildete Qualität wählt und gleichzeitig auf den Stil sieht, der zu ihm paßt."

Nun muß ich ja sagen, daß gerade die Beurteilung von Textilien heute sehr

men des technischen Austauschprogramms durchgeführt wurden, hätten zu wichtigen Anregungen und Erkenntnissen im Hinblick auf das weitere Vorgehen der deutschen Verbraucherorganisationen geführt.

Alle Kreise werden erfaßt

Die auf breiter Basis arbeitenden und alle Kreise erfassenden Verbraucherorganisationen in den Vereinigten Staaten üben in der Hauptsache einen zweifachen Einfluß aus: sie bestimmen auf der einen Seite das Fertigungsprogramm der Unternehmen insofern mit, als jeder Hersteller die Ergebnisse der Arbeit der Verbraucherschutzvereinigungen weitgehend berücksichtigt, weil er weiß, daß nur bereits getestete oder doch testreife Waren Aussicht auf Absatz haben; und sie erarbeiten auf der andern Seite alle diejenigen Informationen, die den Verbraucher befähigen, Preis, Güte und Gebrauchswert bestimmter Ware zu vergleichen und daraufhin seine ganz persönliche Entscheidung zu treffen. Zu diesen zwei Hauptaufgaben kommt neuerdings noch eine dritte Funktion, die in der Durchsetzung und Aufrechterhaltung lauterer Geschäfts- und Werbemethoden besteht, und die das „Better Business“ — ein Zusammenschluß von Unternehmen — mit Sitz in New York — ausübt; es handelt sich dabei augenscheinlich um eine Art Selbstkontrolle der Wirtschaft. Die deutschen Sachverständigen waren erstaunt zu sehen, wie eng das Better Business Bureau mit der Regierung bei der Entscheidung zweifelhafter Fälle trotz völliger Unabhängigkeit zusammenarbeitet.

Unabhängigkeit stärkt Position

Die völlige Unabhängigkeit in geschäftlicher und finanzieller Hinsicht ist überhaupt ein Hauptmerkmal der amerikanischen Verbraucherorganisationen, das ihnen nicht zuletzt den Ruf der Unbestechlichkeit und allseitige Achtung sowie Anerkennung einbrachte. Auch Regierungssubventionen kennt man hier trotz engster Zusammenarbeit mit allen behördlichen Stellen nicht. Die gesamten Dienste der Verbraucherverbände müssen mit eigenen Mitteln, die aus dem Verkauf von Publikationen sowie aus Spenden und Mitgliedsbeiträgen stammen können, finanziert werden.

Dies ist beispielsweise auch bei der größten Verbraucherorganisation der Vereinigten Staaten, der „Consumers Union“, der Fall. Der Erlös aus dem Verkauf der monatlich erscheinenden „Consumer Reports“ — Verbraucherberichte — die Testergebnisse und Einkaufsratschläge enthalten, reicht zur Unterhaltung anerkannt vorbildlicher Laboratorien und Prüfanlagen sowie eines verhältnismäßig großen und hochqualifizierten Mitarbeiterstabes aus.

Die deutschen Sachverständigen konnten ferner feststellen, daß neben den eigentlichen Verbraucherorganisationen auch andere bedeutende Organisationen bei der Verbraucherberatung eine aktive Rolle spielen — wie beispielsweise die Gewerkschaften, die für diese Aufgaben eigens geschulte Experten besitzen und eigene Aufklärungsveranstaltungen durchführen.

Warenverteilung und Testverfahren

Das Studium der Rolle, die der Verbraucher im Rahmen der Produktivitätssteigerung spielt, wäre notwendigerweise unvollständig geblieben, hätte man zwei wichtige Problemkreise, die Markt- und Meinungsforschung und die Methoden der Warenverteilung einerseits und die Systematik und Methodik der Testverfahren für Konsumgüter andererseits, untersucht gelassen. Die Marktforschung übernehmen meistens unabhängige Marktforschungsinstitute oder, wie bei Großbetrieben, betriebseigene Marktforschungsabteilungen, die zusätzlich die Aufgabe haben, die Geschmacksrichtungen und Kaufgewohnheiten der Verbraucher ständig zu beobachten und die rationellsten Verteilungswege für Waren und Güter zu analysieren und für die Praxis festzulegen. Der Besuch zweier bekannter Marktforschungsinstitute, der J. Walter Thompson Co. in New York und der A. C. Nielsen Co. in Chicago, vermittelte der deutschen Expertengruppe einen Überblick über das gesamte Gebiet der Absatzwirtschaft, von dem sie sagte, daß er „einmalig“ gewesen sei.

Die Systematik und Methodik der Testverfahren für Gebrauchsgüter seien außerordentlich hoch entwickelt und die Testinstitute mit allen modernen Errungenschaften ausgestattet, sagte man weiter. Die Initiative zur Durchführung der Qualitätstests ist von den Unternehmen und Verteilern ausgegangen, deren Bestreben es sei, die

breitesten Bevölkerungsschichten mit guten und billigen Waren zu versorgen. Die zusätzliche Warentestung durch Verbraucherorganisationen stellte infolgedessen eine weitere Sicherung des Qualitätsbegriffes dar, und die deutschen Fachleute regten an, auch in Deutschland einen derartigen Materialtest auf ähnlich breiter Basis einzuführen.

Und nun, meine verehrten Leserinnen und Mit-Hausfrauen, noch etwas:

Dieses Plakat haben Sie alle während der Unfallverhütungswoche vom 30. 9. bis 6. 10. gesehen.



Unfallfreies Arbeiten hat auch mit wirtschaftlichen Dingen zu tun. Die Folgen eines Arbeitsunfalles schmälern nämlich Ihre Haushaltskasse. Wenn Ihr Mann sich aufs Rad schwingt oder aufs Motorrad steigt, um zur Arbeit zu fahren, sagen Sie wohl schon mal: „Hör auf deine Frau usw.“, Sie wissen, was ich meine. Haben Sie eigentlich schon überlegt, wie Sie Ihren Mann vor Unfällen bei der Arbeit bewahren können? Dies als Anregung zum Nachdenken bis zum nächsten Mal. Ich komme drauf zurück.

Wichtiges mit wenig Worten

Aus der Personalabteilung

Zum Meister im Martinwerk wurde **Heinrich Krischat** mit Wirkung vom 1. 9. 1956 ernannt.

Als neuer Mitarbeiter übernahm am 16. 7. 1956 **Dipl.-Ing. Karl-Heinz Grub** die Leitung der metallurgischen Abteilung innerhalb der Hauptabteilung Versuchsanstalt.

Als Geschäftsführer der Betriebskrankenkasse ab 1. 10. 1956 kam **Heinrich Fach** neu zu uns, während **Franz Fammler** zum stellvertretenden Geschäftsführer mit Wirkung vom gleichen Tage an ernannt worden ist.

In unserer Lehrwerkstatt sind Ostern 1957 folgende **Lehrstellen** zu besetzen:

**Dreher
Schlosser
Starkstrom-Elektriker
Formschmiede**

**Horizontalbohrer
Universalfräser
Universalhobler
Werkstoffprüfer**

Die Anmeldungen für diese Ausbildungsberufe sind bis zum **30. Nov. 1956** an die Lohnbuchhaltung Reisholz zu richten.

Da wir nur eine begrenzte Anzahl von Lehrstellen zu besetzen haben, muß die Einstellung vom Bestehen einer Einstellungsprüfung abhängig gemacht werden, zu der die Einladungen nach Abgabe der Bewerbungsschreiben ergeben.



Wie hat es Ihnen im Urlaub gefallen?

(Unser JD-Sonder-Korrespondent befragte den Kollegen Pessimus über seinen Urlaub.)

Hatten Sie eine gute Hinfahrt?

Die Hinfahrt war einfach katastrophal. Ich saß sofort hinter dem Fahrer, der mir die ganze Sicht nahm. Die Fahrt dauerte 8 Stunden, trotz einer unverantwortlich hohen Geschwindigkeit von 40 km/Std. So wurde mir der ganze Urlaub schon vor Beginn verleidet.

Wie waren Sie mit dem Zimmer zufrieden?

Außer einem Bett, Kleiderschrank, Kommode, Couch, Nachttischschränkchen, Tisch, 2 Stühlen, fließendem warmem und kaltem Wasser war nichts vorhanden, und dabei hatte man uns vorher gesagt: „Mit allem Komfort.“

Wie war das Essen?

Unverständlicher Weise gab es morgens schon Bohnenkaffee, Brötchen, Butter, Ei, Belag und Marmelade. Mittags bekamen wir nur warmes Essen und abends größtenteils kalte Platten. Zusammenfassend gesagt, ein unmöglicher Zustand. Meine vorgebrachten Beschwerden fanden keinerlei Gehör. Dagegen bot mir der sture Wirt schon am zweiten Tage eine kostenlose Rückreise an. Trotz meines großen Hungers lehnte ich dieses unverschämte Angebot entschieden ab.

Wie hat Ihnen die Gegend und der Ort gefallen?

Die Gegend war alles andere als schön. Inmitten dieser Trostlosigkeit ein schmutziges Nest, das sich Stadt nannte. Im übrigen zu viele Höhen und zu wenig Täler. Dann das Furchtbarste: Kaum war man ein paar Schritte gegangen, war man in einem Wald. Kennen Sie einen Wald?! Dort steht kilometerweit Baum an Baum und nirgendwo eine Großstadt, die einem Erholung und Entspannung bietet.

Wie war das Wetter?

In den 14 Tagen hatten wir nur 10 Tage Sonnenschein. Man war somit größtenteils auf die Pension mit ihren ungemütlichen Räumen angewiesen. Ich kann sagen: Es war einfach trostlos.

Wie ist Ihnen die Luft bekommen?

Alles andere als gut, denn wenn die Luft nicht warm war, war sie kalt. War sie einmal trocken, fehlte ihr die Feuchtigkeit. In einem gesagt: „Ein unmögliches Klima.“

Hatten Sie nette Urlaubsgesellschaft?

Nein! Zwei Damen der Urlaubsgesellschaft waren zwar jung und schön, doch unnahbar. Die anderen weiblichen Gäste waren auch nicht zugänglicher und zu alt um jung zu sein. Mit den Männern war überhaupt kein Auskommen, denn diese wollten sich nur erholen.

Fahren Sie im nächsten Jahr wieder in Urlaub?

Einmal und nie wieder, denn ich habe mich nur geärgert und bin krank nach Hause gekommen.

Paniwala ohne Wünschelrute



„Ich kann bis etwa 1600 m tief unter die Erdoberfläche sehen“, behauptet der Inder Jeevram Vyas von sich. „Ich kann genau sagen, wo Wasser vorhanden ist, in welcher Menge und Qualität. Ich sehe, ob es sich um brackiges oder um gutes süßes Trinkwasser handelt.“ Der Mann, der sich diese Fähigkeiten zuspricht, ist der amtliche Wassersucher des indischen Landwirtschaftsministeriums.

Die Bevölkerung nennt ihn „Paniwala Maharaj“, den „Wasser hervorbringenden heiligen Mann“. Immer wieder stellt er unterirdische Wasseradern fest. Er ist kein Wünschelrutengänger und sieht die Wasservorkommen visionär, gewissermaßen mit Röntgenaugen. Das ist keine Gaukelei, kein billiger Fakirtrick, sondern eine Tatsache.

Über 700 unterirdische Wasservorkommen hat der Paniwala, wie der Staatssekretär des Landwirtschaftsministeriums, K. L. Panjabi, offiziell bestätigte, bisher „erschaut“. Die meisten liefern heute das hier in Indien so überaus rare Naß für ausgedehnte Bewässerungsanlagen.

Einfach und nüchtern und in aller Öffentlichkeit geht die Wasserschau

vor sich. Begleitet von mehreren auf europäischen Hochschulen ausgebildeten Geologen und Ingenieuren sowie Arbeitern mit modernen Bohrgeräten, fährt oder schreitet der Paniwala, das nach Wasservorkommen zu erforschende Gelände ab. Er bedient sich weder eines Instruments noch etwa einer Beschwörungsformel. Dabei beschreibt er die Beschaffenheit der unter der Oberfläche liegenden Erdschichten so, als lägen sie frei vor seinen Augen. Plötzlich deutet er auf einen ganz bestimmten Punkt: „Dort ist Wasser!“ Er sagt dazu genau, in welcher Tiefe es sich befindet, welche Mengen es liefern wird bzw. wieviel Land damit bewässert werden kann. Stets sind alle diese Angaben sehr genau und treffen fast stets genau so zu. So bestätigte der indische Landwirtschaftsminister K. M. Munshi, daß von 21 unterirdischen Wasservorkommen im Rajasthan-Wüstengebiet, die der Paniwala „erschaut“, sich 17 als äußerst ergiebig erwiesen haben.

In verschiedenen Fällen haben sich die Angaben des Paniwala sogar als zuverlässiger erwiesen als die Feststellungen einiger nach wissenschaftlichen Methoden arbeitender Geologen. Diese

hatten beispielsweise für das Gebiet der Regierungs-Cooperativ-Stadt 30 km südlich von Delhi jedes Wasservorkommen verneint und daher eine Millionen kostende Fernwasserleitung empfohlen. Ministerpräsident Nehru veranlaßte eine Prüfung durch den Paniwala. Der sah sich das Gelände an und — stellte sofort Wasser fest! Acht Bohrungen, an verschiedenen von ihm genau bezeichneten Punkten vorgenommen, liefern zusammen stündlich 300 000 Liter Trinkwasser.

In einem anderen Fall hatten englische Wissenschaftler in einem Bezirk in Jodhpur, in der Provinz Rajasthan, nach eingehenden Bodenuntersuchungen jegliche Wasservorkommen verneint und jede weitere Suche als nutzlos bezeichnet. Der Paniwala wurde auch hier mit der Nachprüfung beauftragt. Gewissermaßen „auf den ersten Blick“ stellte er in 4,5 m Tiefe verlaufende Wasseradern fest. Das errichtete Pumpwerk liefert nach Angaben des Landwirtschaftsministers jetzt 540 000 Liter Wasser stündlich und ermöglicht die Bewässerung eines ausgedehnten Gebietes.

Wie gesagt, das alles sind Tatsachen! Die überzeugtesten Befürworter des Paniwala sind jene Wissenschaftler,

die an Ort und Stelle persönlich erfahren mußten, daß die Augen des Paniwala immer wieder zuverlässiger arbeiten als wissenschaftliche Methoden. Mag sich unsere abendländische Schulweisheit auch gegen diese Gabe der „Wasserschau“ auflehnen, das stündlich aus den vom Paniwala „erschauten“ unterirdischen Wasseradern sprudelnde Naß ist nun einmal nicht hinwegzuwischen. Er zieht zudem aus seiner Fähigkeit keinerlei persönlichen Nutzen. Seine Stellung im Ministerium entspricht etwa der eines deutschen Regierungsinspektors, aber sein Gehalt liegt ganz bedeutend niedriger, und außerdem unterhält er davon noch verschiedene Schüler.

Übrigens kann der Paniwala Maharaj nicht nur unterirdische Wasservorkommen „sehen“, sondern auch Gold- und andere Mineralvorkommen, wie er bereits oft genug bewiesen hat. Da er jedoch Wasser in Indien für wichtiger hält, wie er sagt, hat er dessen „Schau“ zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Nach seinen Angaben hat der Paniwala seine Gabe nicht etwa schon immer besessen oder plötzlich an sich entdeckt, sondern durch jahrelange Askese und Meditation in völliger Abgeschlossenheit von der Welt gewonnen.

Fred Allwarden



Wie hat es Ihnen im Urlaub gefallen?

(Unser JD-Sonder-Korrespondent befragte den Kollegen Optimus über seinen Urlaub.)

„Wie hat es Ihnen im Urlaub gefallen?“ Hatten Sie eine gute Hinfahrt?

Schon die Hinfahrt war ein Erlebnis. Ich hatte einen guten Notsitzplatz und genoß die wechselnden Landschaftsbilder in vollen Zügen. Der Fahrer, ein sympathischer Mittdreißiger, brachte uns in nur 8 Stunden sicher an unseren Urlaubsort.

Wie waren Sie mit dem Zimmer zufrieden?

Die Zimmer waren sauber und gemütlich. Man fühlte sich wie zu Hause.

Wie war das Essen?

An jedem Morgen war es ein neuer Genuß, sich an den nett gedeckten Kaffeetisch zu setzen. Mittags- und abends gab es derartig gute und reichliche Mahlzeiten, daß keiner in der Lage war, alles aufzuessen. Der besorgte Wirt erkundigte sich trotzdem, ob alle satt geworden waren. Mit prall gefülltem Magen konnten wir nur ein mattes „Ja“ stammeln.

Wie hat Ihnen die Gegend und der Ort gefallen?

Die Gegend? Umgeben von herrlichen Höhen und lieblichen Tälern, ein altes, verträumtes Städtchen, ringsum weite Wälder, also ein Fleckchen Erde, für die Erholung des Großstadtmenschen wie geschaffen.

Wie war das Wetter?

Wir hatten herrliches Wetter, 14 Tage lang nur Sonnenschein. Der Wettergott hatte so maßgeblichen Anteil an diesem einmaligen Urlaubserleben.

Wie ist Ihnen die Luft bekommen?

Schon allein wegen der reinen Höhenluft hat sich der Urlaub gelohnt. Die Lungen wurden frei vom Großstadtstaub, und man fühlte sich wie neu geboren.

Hatten Sie nette Urlaubsgesellschaft?

Ich hatte mich dort zwei netten jungen Damen angeschlossen. Wir sind viel gewandert und haben im Verein mit den anderen Gästen manchen schönen Abend verlebt. Außer einem Griefgram, Pessimus mit Namen, einem ewigen Meckerer, fühlte ich mich allen Gästen freundschaftlich verbunden.

Fahren Sie im nächsten Jahr wieder in Urlaub?

Na klar! Mir hat's gut gefallen, und ich habe mich wirklich prächtig erholt. Ich freue mich jetzt schon auf den nächsten Urlaub.

Lieber Leser!

Kennst du den Nörgler Pessimus?

Statt Urlaub hatte er Verdruß.

Drum mach's wie unser Optimus.

Dann ist dein Urlaub ein Genuß.

binden, als sei eine Massenarbeitslosigkeit unausweichlich. Bei langfristiger Betrachtung sind durch die bisherige technische Entwicklung immer mehr Arbeitsplätze geschaffen worden. Die Intensität der Menschenarbeit wird sich auf das Gebiet der Herstellung, Wartung und Instandsetzung der modernen, überaus komplizierten Apparaturen verlagern, so daß langfristig die von der Automation verdrängten Arbeitskräfte der Wirtschaft wieder zugeführt werden, solange die wirtschaftliche Expansionsphase an-



Fahr mit Vorsicht und mit Rücklicht, dann verläßt Dich nachts Dein Glück nicht!

dauert, solange die Nachfrage nach Gütern bestehenbleibt und dazu die Kaufkraft breit gestreut ist.

Sie werden fragen, woher man bei langfristiger Betrachtung diesen Optimismus nehmen soll. Nun, ist es nicht eine gewisse Ironie der modernen Rationalisierung, daß sie Vereinfachungen nur um den Preis umso komplizierterer Vorstufen bringt, in denen die freigesetzten Arbeitskräfte Verwendung finden können?

So ist also langfristig gesehen nicht so sehr die „menschenleere Fabrik“ problematisch, sondern es sind dies die sozialen Folgen, die sich aus der teilweisen Verwandlung der Arbeitsleistung in eine Kontrollfunktion und zur hochwertigen Facharbeit bei der Herstellung und Reparatur automatischer Aggregate ergeben. Hier können nur die Perspektiven angedeutet werden: Der ungelernete Arbeiter wird mehr und mehr verschwinden, der Unterschied zwischen vielen Arbeiter- und Angestelltentätigkeiten sich immer mehr verwischen, die Bedeutung des Wissens und damit die Aufgabe der Ausbildung wird immer größer werden.

Wenden wir uns aber von dieser langfristigen Betrachtungsweise ab! Denn „auf lange Sicht“, so sagte einmal Lord Keynes, „auf lange Sicht sind wir alle tot“. Es geht also um die kurz-

fristigen Anpassungsschwierigkeiten, die uns noch manche Probleme aufgeben werden.

Die Revolution der Roboter verlangt gebieterisch eine rechtzeitige wirtschaftliche und soziale Planung, um die Gefahren zu bannen, die sich aus einem unkontrollierten Fortgang der Automation ergeben können. In den Fragen der Berufsausbildung und Umschulung wird die Zukunft große Anpassungsfähigkeit erfordern; denn manche Berufe, für die wir heute noch junge Menschen ausbilden, werden vermutlich in absehbarer Zeit nicht mehr bestehen, und neue Berufe werden aus der technischen Notwendigkeit heraus geschaffen werden müssen. Ich sagte bereits, daß eines sich heute schon mit ziemlicher Gewißheit abzeichnet: Der Typ des Facharbeiters wird immer mehr gefragt.

Dies aber bedeutet für den bisherigen Hilfsarbeiter, der nicht mehr umgeschult werden kann, daß für ihn nur noch im Bereich der persönlichen Dienstleistungen Verwendung ist! Wo dies nicht der Fall ist, wird er der gesellschaftlichen Hilfe bedürfen. Es bedarf daher reichlicher Abwägung, inwieweit diese Fragen in den Aufgabenbereich der Regierungspolitik gehören und inwieweit man diese Probleme dem freien Spiel der individuellen Kräfte überlassen soll.

Im großen und ganzen läßt sich feststellen, daß die Sozialpolitik in unseren Werken insofern beständig geblieben ist, als sie die konjunkturelle Entwicklung nicht mitgemacht hat, so daß zu hoffen ist, daß sie auch in schlechteren Zeiten ihre Beständigkeit wahrt und nicht zusammenbrechen wird. Dagegen steht die Wirtschaftspolitik unter dem Zeichen einer Ausnutzung der Konjunktur. Eine Wirtschaftspolitik aber, die die konjunkturellen

Gipfel mitbestiegt, ist in stetiger Gefahr eines Sturzes. Bei einem allzu tiefen Sturz würde aber die Sozialpolitik mit in Gefahr geraten. Deshalb haben wir ein gutes Recht darauf, einen kritischen Blick auf die Wirtschaftspolitik zu werfen.

Einer solchen Wirtschaftspolitik aber kann man mitunter den Vorwurf mangelnder Entschlußfähigkeit nicht ersparen, die darin liegt, den Gruppeninteressen nicht eindeutig genug entgegenzutreten. Dies ist gewiß nicht leicht angesichts der Tatsache, daß einmal Unternehmer alle Freiheiten einer liberalen Wirtschaftspolitik für sich in Anspruch nehmen, gleichzeitig aber dem Wirtschaftsminister der Vorwurf der Untätigkeit gegen die dauernden geldwertgefährdenden Preissteigerungen gemacht wird und man sich zum anderen in seiner individuellen Freiheit behindert fühlt, wenn die Regierung regulierende Maßnahmen ergreifen will.

Solche Beispiele zeigen immer wieder aufs neue die Bedeutung unserer Forderung nach Führungskräften in der Wirtschaft, die sich bewußt sind, daß sowohl in guten Zeiten als auch in Zeiten wirtschaftlichen Niedergangs sich der Mensch dem Menschen ernsthaft verpflichtet fühlen muß und ein an Gruppeninteressen orientiertes Denken und Handeln abzulehnen ist.

Ich glaube, ich darf heute mit Genugtuung auf die Arbeit unseres Ausschusses für Sozialwirtschaft sehen. Wir dürfen für uns in Anspruch nehmen, auf vielen sozialwirtschaftlichen Teilgebieten Schrittmacher für den zeitgemäßen Fortschritt zu sein. Immer werden wir uns mit unserer Arbeit auf dem richtigen Wege befinden, wenn wir bei allem, was wir tun, davon ausgehen, daß „der Mensch das Maß aller Dinge“ ist!

Durch den Tod gingen von uns:

Wilhelm Deutzmann

Pensionär, zuletzt Schlosser

am 1. 7. 56

Franz Huhn

Pensionär, zuletzt Arbeiter im Martinwerk

am 4. 7. 56

Albert Stegers

Pensionär, zuletzt Arbeiter in der Presserei

am 22. 7. 56

Karl Geib

Magazinarbeiter

am 25. 7. 56

Felix Schönauer

Pensionär, zuletzt Schmied

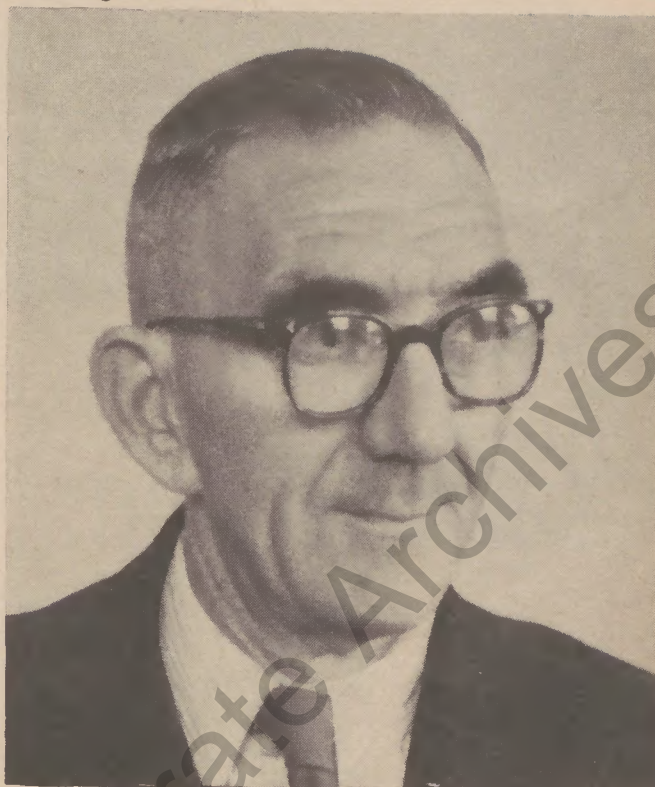
am 12. 8. 56

Johann Holz

Pensionär, zuletzt Vorarbeiter

am 26. 8. 56

UNSERE JUBILARE

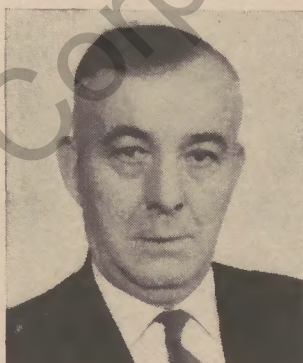


Albert Fischer
Dreher
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 25. 3. 14

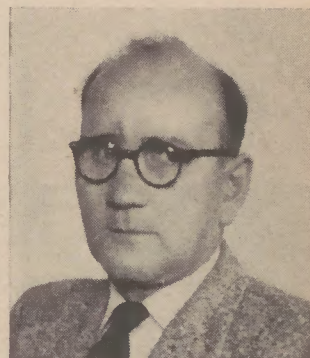
25jähriges Jubiläum



Peter Jüntgen
Pressereiarbeiter
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 27. 4. 27

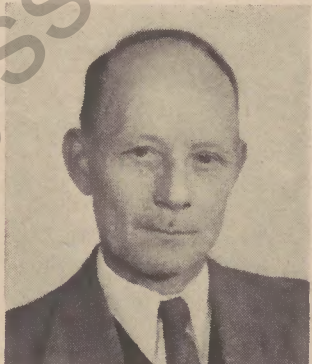


Leonhard Gatzen
Rohr-Revisor
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 22. 5. 27

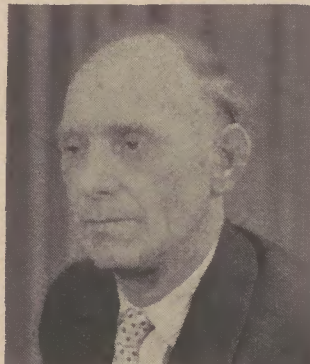


Winand Dunkel
Pressereiarbeiter
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 23. 5. 27

15jähriges Jubiläum



Leopold Goffin
Schleifer
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 21. 2. 28



Josef Borgerhoff
Maschinenarbeiter
Werk Oberbilk
Eintrittsdatum: 8. 7. 31



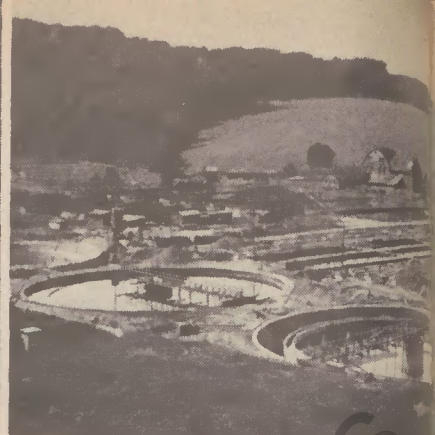
Auguste Nöll
Reinemachefrau
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 29. 9. 41



Witzhelden



Tal der Wupper zwischen Witzhelden und Solingen



Buchenhofen, Kläranlagen der Stadt Wuppertal

Photos: V.

23. JULI 1956:

Pensionärsfest

DUSSELDORF-REISHOLZ

WITZHELDEN

OHLENS

SOLINGEN

LEICHLINGEN

WITZHELDEN



Wir fahren dieses Mal zum Wuppertaler Zoo, so ungefähr stand es auf der Einladung. Zwei Jahre waren es schon wieder her, seitdem das Werk zum letzten Mal zu einem Ausflug der Pensionäre eingeladen hatte. Unwillkürlich tauchte eine Erinnerung an eine Zeit auf, die schon Jahrzehnte zurückliegt. Damals gab es zwar auch schon etwas, was die Kinder heute in einer viel schöneren Form betreiben, den Schul-Wandertag. Der „Zappelgarten“ war ständiges Ziel. Der Lehrer hatte dann wenig Sorgen mit seinen Schützlingen; diese waren hinter Gittern, die wilden Tiere waren hinter Gittern, was konnte da schon passieren?

Viele zoologische Gärten sind dem Krieg zum Opfer gefallen und nur wenige Städte haben heute eine Anlage wie Wuppertal, so großzügig, so schön in der Verbindung von Zweckbestimmung und Nutzung der gärtnerischen Möglichkeiten, begünstigt durch die Lage am Hang der Wupperberge. Ob unsere Pensionäre es noch erleben werden, daß ihr Düsseldorf unter seinen Sehenswürdigkeiten einen solchen Garten vorweisen kann, ist unwahrscheinlich. So ist dieser „Zappelgarten“ heute ein beliebtes Ziel bei jung und alt geworden. Eilige benutzen die seit einiger Zeit befahrbare Autobahn nach Wuppertal. Genießer wissen Wege dorthin zu finden voll landschaftlicher Reize (siehe Karte). Wer seinen Lebensabend recht verbringt, hat es nicht eilig und genießt, und niemand möchte bestreiten, daß unsere Pensionäre es können; man brauchte sie nur an diesem Nachmittag zu beobachten. Die Freude an der Begegnung mit alten Bekannten und Kollegen jedoch ist die besondere und schönste Rechtfertigung dieser Ausflüge. Außer der Sorge um eine wirtschaftliche Sicherheit der Alten, ist für sie noch etwas zusätzliches Lebensbedürfnis; die Wärme des Herzens, die sich die Jüngeren für die ältere Generation bewahren müssen.

In diesem Sinne waren die Ausführungen der Werkleitung, vertreten durch Direktor Best und Direktor Uhlenbrock, über mancherlei Fragen, die den Pensionären besonders naheliegen, und die Grußworte der Betriebsvertretung nicht bloße Form, die man wahren mußte. Wenn solche Begegnungen als ein persönliches Anliegen empfunden werden, ist ihnen Erfolg beschieden. So war es auch dieses Mal und das „Auf-Wieder-sehn“ zu abendlicher Stunde war ein echter Wunsch.

Hannes.

*Für die Unterhaltung
sorgten gegen Abend
und nach einem ausgiebi-
gen Spaziergang durch
den Zoo erstklassige
Künstler, zu denen wir
mit Freude auch unseren
Kollegen Hans Hörner
(Tenor) immer wieder
zählen dürfen.*



3 Reutinis:
Parterre-Akrobaten



Otto Hüttemann, dessen
Kapelle uns vom Rund-
funk bestens bekannt ist,
erfreut seine Zuhörer
mit einem Solo.



Heinrich
vom Bovert:
Gruß der Betriebs-
vertretung



Wilhelm Meyer:
Dank
der Pensionäre



Wer ist da nei-
disch? Er hat Glück
gehabt und
genießt! Hoffent-
lich gibt's daheim
durch die Ver-
öffentlichung
keinen Ärger!



**Schenke groß oder klein,
aber immer gediegen.
Wenn die Bedachten
die Gaben wiegen,
sei Dein Gewissen rein.**

**Schenke herzlich und frei.
Schenke dabei
was in Dir wohnt
an Meinung, Geschmack und Humor,
so daß die eigene Freude zuvor
Dich reichlich belohnt.**

**Schenke mit Geist ohne List.
Sei eingedenk,
daß Dein Geschenk
Du selber bist.**

JOACHIM RINGELNATZ

Mariannes weihnachtliche Ratschläge für „IHN“

Lieber Herr Paffmann!

Ich höre, Sie wissen gar nicht, was Sie Ihrer Frau zu Weihnachten schenken sollen, und in 2 Monaten ist es schon so weit! Wie wäre es, wenn Sie gleich zwei Fliegen — nein, was sage ich, einen ganzen Schwarm von Fliegen — mit einem Schlag treffen würden?! Sie spielen doch gern Skat, nicht wahr, oder haben Sie einen regelmäßigen Kegelabend? Ich fürchte, dann sind Ihnen schon öfter Schwierigkeiten entstanden, weil Ihre Frau sich an diesem Abend nur mit der Frage beschäftigt hat, wann Sie wohl wieder nach Hause kommen. Beschäftigen Sie sie doch durch ein Weihnachtsgeschenk nützlicher!

Für eine Frau gibt es keine schönere Beschäftigung als eine Handarbeit. Natürlich sollen Sie ihr nicht eine vorgezeichnete Decke oder Wolle für einen Pullover schenken, das wäre zu riskant. Sie muß schon eigenen Geschmack und eigene Initiative entwickeln können. Aber schenken Sie ihr doch zum Beispiel einen kleinen Handwebrahmen. Auch wenn sie noch nie gewebt hat, so lernt sie das leicht nach der dem Geschenk beiliegenden Anweisung. Ihrer Großzügigkeit sind natürlich keine Grenzen gesetzt. Ein Webrahmen mit einer Breite von 50 cm kostet etwa DM 28.—. Ein Schulwebrahmen mit nur 25 cm Breite kostet 16.— DM. Auf einem Webrahmen mit

100 cm Webbreite, der rund 80.— DM kostet, kann Ihre Frau schon einen modischen Stoff für einen Wintermantel aus schöner Wolle oder Stoff für ein Sportjackett für Sie weben.



Sie wird so glücklich damit beschäftigt sein, daß sie nicht merken wird, wenn Sie spät nach Hause kommen. Bedenken Sie nur — Odysseus war 20 Jahre unterwegs, hatte die tollsten Abenteuer hinter sich gebracht und fand seine Frau noch immer am Webrahmen, als er nach Hause kam.

Hat der Webrahmen als Weihnachtsgeschenk gut eingeschlagen, dann schenken Sie zum Namenstag das zugehörige Untergestell, das erleichtert die Arbeit und kostet nur 19.— bis 22.— DM.

Ein etwas teureres und großzügigeres Geschenk wäre vielleicht ein Handstrickapparat. Da können Sie je nach Wahl der Firmenmarke 120 bis 400 DM ausgeben. Dann kann Ihre Frau allerdings nicht nur sich und Sie, sondern die gesamte Freundschaft und Verwandtschaft „bestricken“. Die Handhabung eines solchen Apparates muß sie allerdings beim Kundendienst der jeweiligen Herstellerfirma erlernen, sie kann also nicht gleich am Weihnachtsabend anfangen zu stricken. Wenn Sie das unbedingt will, dann müssen Sie ihr ein Sortiment der modernen Schnellstricknadeln schenken, alle Stärken von 2 bis 8, mit flexiblem Perlonseil. da gibt es keine Klagen mehr über Nervenschmerzen beim Stricken, sondern nur eitel Freude. Das ist ein billiges, aber liebevolles Geschenk.

Wollen Sie nun noch etwas Gutes für sich selbst tun, und zwar für die Abende, an denen Sie behaglich mit der Zeitung zu Hause sitzen und nicht den Garnstrang zum Wolleabwickeln halten wollen, dann schenken Sie Ihrer Frau einen Garnwickler. Er läßt sich an der Tischplatte befestigen und hält die Wolle ruhiger, gleichmäßiger als Sie und sicher ohne Murren!

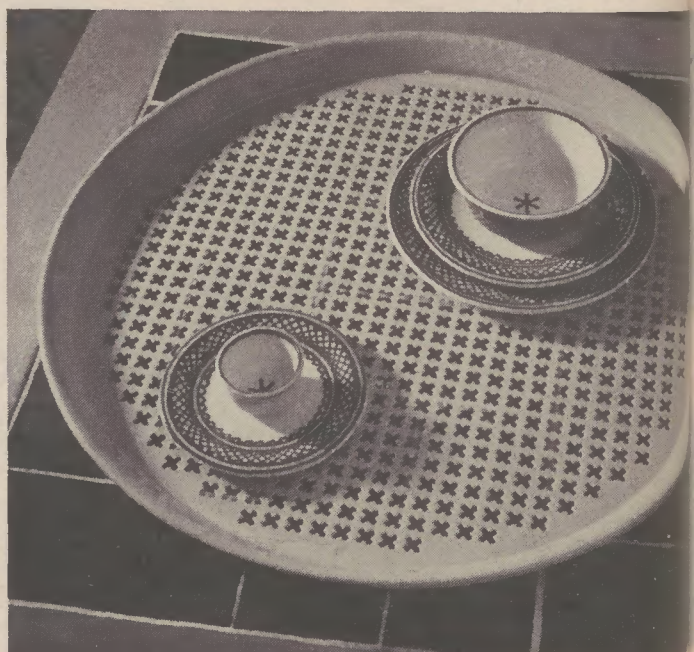
Nun, lieber Herr Paffmann, Mut zum praktischen Weihnachtsgeschenk und recht frohe Feiertage wünscht Ihnen

Ihre handarbeitsbegeisterte
Marianne

Schönes Tischgerät

— natürlich aus Stahl!

Photos: Archiv Beratungsstelle für Stahlverwendung



WIR BEGRÜSSEN NEUE KOLLEGEN

Werk Reisholz

Rohr-Adjustage

Aue, Reinhold
Beyen, Erich
Cornelius, H.-Jürg.
Fischer, Johannes
Frantetzki, Hubert
Frenzel, Otto
Gaedtke, Hans
Gatzen, Anton
Günther, Rudolf
Gutowski, K.-Heinz
Horn, Karl
Huik, Willi
Jantos, Georg
Kellner, Robert
Klein, Werner
Klix, Bruno
Kombüsch, Aug.
Meyer, Bernhard
Mitera, Rudi
Ochs, Hermann
Pesch, Helmut
Remus, Albin
Rother, Fritz
Römer, Adolf
Sprichs, Bernhard
Schickler, Manfred
Thews, Johann
Thissen, Hans
Weber, Robert
Wehren, Johann
Wittmann, Bernh.
Zander, Hans
Zielhoff, Friedrich

Rohr-Kaltzieherei

Brings, Lothar
Esser, Adolf
Grap, Fritz
Helfenstell, Karl
Herrnhof, Johann
Hübsch, Siegfried
Janke, Artur
Jundt, Johann
Krings, Edmund
Scheid, Karl-Anton
Schur, Emil
Tittmann, Gottfr.
Weiler, Richard
Weslowski, Alfred
Wetzig, Hans
Wirtz, Rudi
Wons, Helmut

Rohr-Warmziehereien

Torandt, Hans
Schillings, Heinz

Presserei

Dahmen, Kurt
Engels, Heinz
Feld, Helmut
Hofmann, Wilhelm
Jordan, Alfred
Klafke, Dietmar
Kunkel, Wn.-Karl
Lehner, Josef
Müller, Heinrich
Norbsrath, Hans
Pieter, Werner
Pollak, Walter
Stelzer, Karl

Schweißerei

Carl, Hans
Jeckel, Willi
Meier, Heinrich
Uhr, Andreas

Mech. Werkstatt

Bunse, Josef
Damberger, Matth.
Herbst, Hermann
Herche, Ludwig

Hings, Peter
Hornig, Bruno
Jansen, Hans
Knittel, Xaver
Mühlig, Wolfgang
Robert

Elektr. Werkstatt

Beusch, Heinz
Hambitzer, Hub.
Hannes, Gottfried
Hesse, Heinrich
Klein, Albert
Lüdtke, Josef
Mann, Helmut
Mertens, Werner
Schweers, Gerd
Zimmer, Winfried

Reduzierwalzwerk

Bartylles, K.-Hz.
Becker, Veit
Dimitroff-
Athanasoff, Rdi

Fink, Fritz
Grauer, Willi
Heidrich, Werner
Kröll, Josef
Meuser, Otto
Richter, Ewald
Schmitz, Franz
Schulz
Weber, Günter
Wolfgang, Günt.

Rohr-Kardan-Betrieb

Bongert, Manfred
Kube, Heinz
Niepenberg, Herb.
Ruhnau, Gerhard

Rohrschlangen-Betrieb

Busch, Franz
Ladwig, Wilhelm
Stamm, Jos. Wern.

Schlosser-Werkstatt

Brunemann, Heinz
Seitz, Heinrich
Strohschein, Paul

Walzwerk

Jakobs, Adolf
Knab, Willi
Neuhaus, Horst
Schmidt, Adolf

Mat.-Prüfanstalt

Hannemann, Kurt
Nikoleixzyk, Pet.

Lehrwerkstatt

Marten, Uwe

Maschinenhalle

Nalbach, Hermann
Schneider, Karl
Schulte, Rolf

Sonstige Betriebe

Bock, Max
Bräcker, Hubert
Köhler, Walter
Lingnau, Ernst
Petry, Egon
Slomma, Gustav
Schirmer, Hans
Schwenke, Günth.
Teyke, Hildegard

Werk Oberbilk

Dreherei

Baumann, Konrad
Blumenroth, Wilh.
Eheler, Ludwig
Goray, Willi
Koehn, Ernst
Preller, Paul
Preuß, Paul
Schäfer, Hans

Thanscheid, Anton
Weise, Christian
Zehnpfennig, Hz.

Preßbau und Hammerwerk

Kammerling, Josef
Pinkowski, Hans
Pitzer, Manfred
Waurek, Richard
Weimar, Wilhelm
Zimmer, Hubert

Elektr. Werkstatt

Eberhard, Bernh.
Friberg, Jochen
Frösch, Fred
Helbing, Helmut
Langer, Manfred
Müller, Horst
Spitzmaul, Helmut
Schmitz, Rudolf
Schürmanns, Willi
Taggeselle, Günter

Räderschmiede

Jeß, Edmund
Kirsch, Otto
Wirtz, Adam

Baubetrieb

Arndt, Hans-Jch.
Brüll, Heinrich
Heinz, Walter
Saupe, Erhardt
Verhoeffen, Günter

Schlosser-Werkstatt

Becker, Josef
Beuse, Otto
Mann, Hans

Sonstige Betriebe

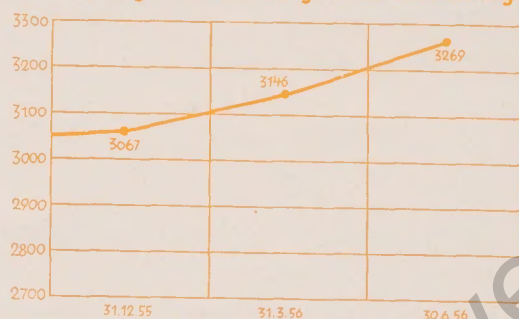
Kött, Ilse
Laufs, Wilfried
Müller, Adolf
Neumann, Bruno
Parlow, Ingrid
Pink, Bernfried
Saubert, Rudolf
Schürgers, Herm.
Schwarz, Lieselotte

Angestellte

Beckers, Günther
Berndt, Peter
Bossi, Werner
Brandt, Dr., Hans
Breuer, Gert, Ing.
Diedershausen, M.
Engels, Maria
Foerster, Gregor
Freier, Alfons
Gerber, Mfr., Ing.
Heihs, Irmgard
Henning, Heinz
Hüsch, Eleonore
v. Itter, Karl-Dieter
Jackowski, Oskar
Klapheck, Wilhelm,
Dipl.-Ing.
Kosel, Hans
Krämer, Karl-Hz.
Osterwind, Heinz
Pilhofer, Ursula
Pusch, Horst, Ing.
Smets, Hans-Fdr.
Sommer, Horst, Ing.
Schaufuß, Günth., Ing.
Schlabach, Josef
Schulz, Edeltraud
Stünkel, Friedrich
Wagner, Siegfried
Winter, Gerd, Dpl.-Ing.
Wirth, Gerhard
Wyderkowski, H.

Zahl der Beschäftigten unseres Werkes

Lohnempfänger einschließl. gewerbliche Lehrlinge

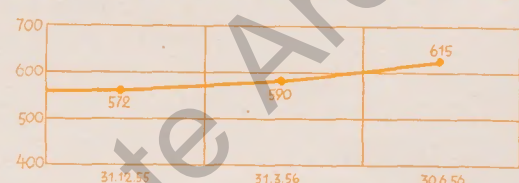


Zugang vom 1. 4. bis 30. 6. 1956 264 Arbeiter

Abgang vom 1. 4. bis 30. 6. 1956 141 Arbeiter

effektiver Zugang 123 Arbeiter

Angestellte einschließl. kaufmännische Lehrlinge

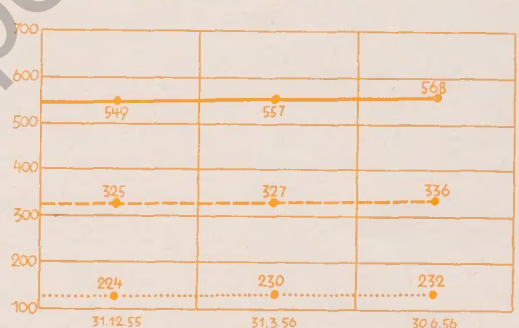


Zugang vom 1. 4. bis 30. 6. 1956 46 Angestellte

Abgang vom 1. 4. bis 30. 6. 1956 21 Angestellte

effektiver Zugang 25 Angestellte

Pensionäre und Pensionärswitwen



gesamt: ———
Pensionäre: ———
Pensionärswitwen: ·····

Zugang 1. 4. bis 30. 6. 1956

18

(13 Pensionäre
5 Pens.-Ww.)

Abgang 1. 4. bis 30. 6. 1956

7

(4 Pensionäre
3 Pens.-Ww.)

Herausgeber: Stahl- und Röhrenwerk
Reisholz GmbH.
Düsseldorf-Reisholz

Verantwortlich: Direktor August Best

Erscheinungsweise: in zwangloser Folge

Druck: AUSAAT-Verlag GmbH.,
Wuppertal

Gestaltung: Karl Busch, Wuppertal

Vertrieb: Postversand im Verlags-
stückverfahren

Die WERKMITTEILUNGEN dienen der fachlichen Unter-
richtung und Unterhaltung der Betriebsangehörigen und
werden kostenlos abgegeben.

Diejenigen Artikel, die mit dem Namen des Verfassers
oder mit seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die
persönliche Meinung des Autors dar und nicht unbe-
dingt die des Redaktionsausschusses bzw. der Werk-
leitung.

Photos: wenn nicht anders vermerkt Werkaufnahmen
(Müller/Podang)

SAUNA

(finnisches
Schweißverfahren)

Seit vielen, vielen Jahren
Kennt Finnland ein Verfahren,
Das einzigartig auf der Welt
Gesund des Menschen Körper hält.
Jetzt ist es auch bei uns so weit:
Die Sauna steht für dich bereit.
Geh' hurtig ins Gesundheitshaus,
Links dann den Gang geh' g'rade aus,
Dort ist 'ne Klingel, drücke drauf —
Und schon tut sich die Türe auf.
An dem Empfang du merkst es schon:
Hier herrscht ein ungezwung'ner Ton.
Zieh aus dich schnell — was ist dabei? —
Und zeige dich als Nackedei.
An Stell' von Schuhen, schlüpf in Laschen
Und mit dem Handtuch geh zum Waschen.
Im wunderbaren Duschenraum
Hüll deinen Körper ein in Schaum;
Mach alles blank; denn auch das Bein
Muß tadellos ganz sauber sein.
Entfern' den alten Tagesputz,
Hinweg selbst mit dem kleinsten Schmutz.
Ist fortgespült der Staub und Ruß,
Mach trocken dich von Kopf bis Fuß.
So, liebes Menschen-Kindelein,
Jetzt geht es in die Sauna rein.
Zwei Leidgenossen da schon sitzen,
Ganz aufgelöst sie furchtbar schwitzen.
Du lachst jetzt noch ganz frech und roh;
Doch bald geht es dir ebenso.
Wie'n lahmer Vogel ohne Triller.
Du denkst jetzt nur an Friedrich Schiller:

**„Von dem Körper heiß
Rinnen muß der Schweiß.“**

So in die Dichtkunst tief versunken,
Im eignen Saft du wärst ertrunken,
Hätt' nicht des Bademeisters Schnelle
Errettet dich aus dieser Hölle.
Zwar noch ein Mensch, doch ganz malad,
Steigst du dann in das kalte Bad.
Und weihnachts-ähnliches Gefühl
Umschließt dich dann erfrischend kühl.
Kaum sind erweckt die Lebensgeister,
Ruft dich auch schon der Bademeister:
„Mein lieber Freund, hast du Courage,
Dann komme artig zur Massage!“
Du legst dich hin, verspürst ein Dürsten,
Und schon beginnt ein furchtbar' Bürsten.
O, hättest du nicht „ja“ gesagt!
Denn jetzt wirst du nicht mehr gefragt.
Du denkst in deiner großen Not,
Der Massakreur — er macht dich tot.
Und an der Tür Kollegen feixen,
Derweil man deine Haut tut reizen.
Das steigert sich. Ooh, du Entsetzen,
Will man dir deine Haut zerfetzen? —

Doch alle Pein hat mal ein Ende,
Und das ist dann die große Wende.
Du siehst an deinem Körper runter
Und wirst auf einmal richtig munter:
Kein Körperteilchen jetzt mehr schmerzt
Das Saunabad hat's ausgemerzt.
Du fühlst dich wieder richtig jung
Nach dieser heißen Läuterung.

**„So bleibt erhalten höchstes Gut,
Gesundheit und dein Lebensmül.“**

P.S.: Nur durch der Sauna Kraft
Hab' diese Reime ich geschafft!
Josef Dederichs



„Heute nur für Frauen!“